



**Illustriertes Familienblatt.** — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

**Sonnenwende.**

Roman von **Marie Bernhardt.**

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Therla musterte die eintretenden Offiziere und sonderte sofort mit ihrem geübten Blick aus den vier neuen Gesichtern dasjenige heraus, das ihr am zusagendsten erschien: ein frisches, junges Antlitz war's, mit einem flotten Bärtchen und übermützig blickenden Augen.

„Wenn das der Conventiusche Better ist — der Bursch gefällt mir!“ dachte sie.

Und: „Alle Better, die gelehrte Schwester!“ dachte er. „Was sie für geschickte Augen im Kopf hat!“ Laut sagte er dazu: „Ich



**Eine Aeberraschung.**

Nach einem Gemälde von J. Schmitzberger.

müßte eigentlich vor Ihnen eine heillose Angst empfinden, meine Gnädigste — aber nun ich Sie sehe, gestehe ich ehrlich: nein, ich habe keine!"

"Mir außerordentlich erwünscht! Leute mit Angst sind mir nicht angenehm; aber warum ist sie Ihnen denn geschwunden?"

"Sie sehen zu klug aus, um nicht auch menschlich gut zu sein!"

"Wenn Sie mich vermittels einer feinen Schmeichelei fangen wollten, Herr von Conventius, so erfahren Sie hiermit, daß es Ihnen halb gelungen ist!"

"Stoß halb? Denken Sie sich, ich hatte auf mehr gerechnet!"

"Da kennen Sie meine Schwester schlecht!" rief Annie belustigt dazwischen. "So leicht gewinnt man die nicht! Der Weg zu ihrem Herzen führt durch ihren Verstand, und da dieser ungewöhnlich scharf ist, so kann man sich wirklich etwas darauf einbilden, wenn man ihr zusagt!"

"Damit haben Sie selbst sich die feinste Schmeichelei gesagt!"

"Mitnichten! Schwestern zählen gar nicht mit; ich hab' es überhaupt nicht nötig gehabt, mir Theas Liebe zu erwerben — sie selbst hat mir's erzählt, dieselbe wäre einfach da gewesen mit dem Augenblick, als mein Vater mich ihr als kleines, neugeborenes Kind zum ersten Male in die Arme legte."

"Das stimmt!" nickte Thekla, und sie empfand jetzt noch das warme aufwallende Zärtlichkeitsgefühl, das sie durchströmt hatte, als sie damals die weiche, kleine, hilflose Last an ihr Herz gedrückt hielt.

Indes hielten die Herren von Hammerstein und Göben Umchau in dem weiten, schönen Salon mit der blumigen Seidentapete, den Ebenholzmöbeln, dem prachtvollen Konzerflügel und Smyrnateppich. Alles gediegen und großartig, von Reichtum und Geschmack redend. In den Wandnischen schöne Wästen und Statuen, an der größten Wandfläche eine vortreffliche Kopie des Guido Renis'schen Helios in Originalgröße, in den Ecken große, kunstvoll geschnitzte Gestelle, mit Wappen, Bildern und Photographien gefüllt.

Und die Eigenthümerin all dieser Herrlichkeiten — die Haupteigenthümerin, denn die kranke Schwester zählte doch wohl hierbei nicht recht mit — paßte ausgezeichnet als reizendes Bild in den Rahmen, der sie hier umgab. In jugendlicher Anmuth und Schönheit, die um so reizvoller wirkte, da sie sich völlig umfassen gab, plauderte und lachte sie mit den Herren, wußte auch den schweigsamen, phlegmatischen Thor, den ruhigen Göben geschickt ins Gespräch zu ziehen und parirte Gründlich's Witze so schlagfertig, daß dieser immer unternehmender wurde. Weiter noch eins — was für ein prächtiges Mädel! So die richtige Offiziersfrau — denn das bißchen Schöneisterei und Kluglofen, das sie hier bei der gelehrten Schwester angenommen hatte, das würde man ihr schon bald abgewöhnen, wenn man sie erst einmal als Stern ersten Ranges auf den Kasinobällen, Korfosfahrten und Reitpartien hatte!

Freig von Conventius mußte innerlich lachen, wie jeder der drei Kameraden sich auf seine Art „ins Zeug legte“, um dieser schönen Annie Gerold zu gefallen. „Kinder, bemüht Euch nicht,“ hätte er ihnen zurufen mögen, „Hände weg! Das ist nichts für Euch! Die Trauben hängen ein bißchen zu hoch — die habe ich für meinen Vetter Reginald bestimmt!“

Und in diesem Sinn betheiligte sich, zu der drei andern heimlicher Verwunderung und Freude — denn mit Recht hielten sie ihn für den anziehendsten unter ihnen! — Lieutenant Freig nicht im geringsten an dem galanten Treiben seiner Freunde; ganz ruhig und gesetzt hatte er seinen Stuhl an Theklas Sessel herangeschoben und unterhielt sich mit ihr, das heißt nur von solchen Dingen, über die er gut unterrichtet war. Spielte sie hie und da auf Gegenstände an, die ihm fern lagen, so sagte er in seiner treuerberzigen Art sofort:

„Nehmen Sie mir's schon nicht übel — davon verstehe ich aber nichts!“ und brachte es durch diese Ehrlichkeit dahin, daß er der gefürchteten Dame außerordentlich gut gefiel. Gottlob — ein Mensch, der nicht mehr vorstellen will, als er wirklich ist, und der in Dingen, mit denen er sich ernstlich beschäftigt hat, doch seinen Mann steht!

Von Hedwig Rainer sprachen sie, der niedlichen blonden Tischnachbarin des Lieutenants bei jener Westlandschen Gesellschaft, und Thekla nannte sie ein gutes, lebenswürdiges Kind, „keine gezierte Gans, wie so viele von den jungen Mädchen, die mit Annie verkehrten. Wissen Sie, Herr von Conventius,“ schloß sie lachend, „mir will scheinen, das wäre eine Frau für Sie!“

„Danke vielmals! Für jetzt will mir das noch nicht so ganz scheinen — man soll aber niemals etwas in Zukunft verschwören! Wie es scheint, liegen heute hier die heimlichen Heirathspläne in der Luft.“

„So? Machen Sie denn auch welche?“

„Sie können ganz ruhig sein“ — Freig schob sich vertraulich etwas näher an Theklas Sessel heran — „ich forge nicht fürs Regiment, obgleich das vielleicht unkameradschaftlich von mir ist. Nein, ich habe da so meine stillen, sehr edlen und sehr selbstlosen Pläne, und man kann gar nicht wissen, ob ein gütiges Schicksal dieselben nicht am Ende doch begünstigt“ — hier stockte der Sprecher, wurde nachdenklich, sah mit feines Geistes Auge Annie Seite an Seite mit Delmont in die Kirche treten und auf der versteckten Bank Platz nehmen und schloß innerlich mit den Worten: „Dieser vertauselte Maler!“ —

„Unsere zwei offiziellen Hausbälle sind schon vorüber,“ sagte Thekla Gerold, als die Damen nach einer Weile Abschied nahmen, „vielleicht darf ich aber die Herren bitten, uns gelegentlich einmal zu einer kleinen, zwanglosen Gesellschaft mit nachfolgendem Tänzchen zu beehren?“

O ja, sie durfte bitten! Die Herren waren so liebenswürdig, eifrig zuzustimmen, und mafen schon jetzt das spiegelnde Parkett des Saales mit tanzlustigen Wliden. Welch netter Einfall von dem Plaustrumpf, ihnen ein solches Vergnügen in Aussicht zu stellen! —

„Sie können auch einmal ohne Einladung kommen!“ flüsterte Thekla dem Lieutenant von Conventius zu und freute sich über sein freundliches dankendes Kopfnicken. Und dieser Begünstigte erhielt jetzt auch einen Händedruck — nicht nur von der „alten Schwester“ — nein, auch Annie legte ihre Rechte freundlich in die seine . . . wie konnte sie es ahnen, daß der Schelm in diesem Augenblick dachte: „Wart' Du nur! Bist Du erst meine Cousine geworden, dann küß ich Dich auch!“ —

6.

Der Gefängnißdirektor Warnow, ein untergeordneter Mann mit graugesprenkeltem Haar und Backenbart, eine goldgefaste Brille über den gesicht und verständig schauenden Augen, stand, an seinen Schreibtisch gelehnt, in seinem Arbeitszimmer und sah nachdenklich auf den großen, kahlen, an zwei Seiten mit regelmäßigen Baumreihen bepflanzten Gefängnißhof, der augenblicklich ganz unbelebt war. Nur ein junger Gehilfe des Schließers ging träge in Wassertriefeln, einen Eimer in der Hand, zu der im äußersten linken Winkel des Hofes gelegenen Pumpe, von deren Handhabe ein paar Krähen mit heiserem Krächzen emporflogen und sich in den lichtgrauen Apriltimmel verlor.

Dem Direktor gegenüber stand Reginald von Conventius, den Hut in der Hand, wie jemand, der im Begriff ist, aufzubrechen; die beiden Herren hatten sich nach längerem Gespräch von den Stühlen erhoben, aber Warnow zögerte sichtlich noch, irgend einen Entschluß zu fassen.

„Also Sie wollen es durchaus? Durchaus?“ Er hatte die Angewohnheit, das letzte Wort eines Sazes zu wiederholen.

„Ich halte es für meine Pflicht!“ entgegnete Conventius ruhig.

„Pflicht! Jawohl! Aber, mein bester Herr Pfarrer, Sie könnten sich dieselbe wesentlich erleichtern. Erstens: ich könnte Sie begleiten — könnte Sie etwa als einen höheren Regierungsbeamten einführen, der die Vollmacht und auch die Neigung habe, dem Gefangenen, falls er sich willfährig zeige, einige Erleichterungen zukommen zu lassen . . . zukommen zu lassen —“

Reginald machte eine abwehrende Bewegung.

„Nein, bester Herr Direktor, nein! Ich halte diesen Weg, trotz der unzweifelhaft guten Absicht, die Sie leitet, nicht für den richtigen. Bedenken Sie doch nur, ich bitte Sie: ein Geistlicher — ein Diener Gottes, der sich mit Unwahrheiten, gleichviel von welcher Idee dabei geleitet, bei einem Gefangenen einfüßt!“

„Ja, aber auch bei welchem Gefangenen!“ eiferte der Direktor dazwischen. „Sie müssen die Eigenart dieses Menschen bedenken — Sie müßten ihn kennen, um über ihn urtheilen zu können. Das ist ja kein gewöhnlicher frecher Einbrecher und Räuber — ich sage Ihnen ja, dieser Schönfeld gehört einer gefährlichen Sorte an, er ist mit einer gewissen Bildung überfrüht, hat viel gelesen, drückt sich gut aus, faßt seine böse That, so widersinnig Ihnen das klingen mag, von einem gewissen idealen Standpunkt auf —“

als ein Verdienst, das er sich um die Menschheit erworben — Menschheit erworben —

„Ich weiß dies alles, geehrter Herr Direktor, Sie haben es mir selbst gesagt. Ich erkenne auch mit Dankbarkeit Ihre gute Absicht an, mir meine schwierige Aufgabe erleichtern zu wollen. Aber da Sie sich so eingehend mit der Eigenart dieses Verbrechers beschäftigen, muß ich Sie schon herzlich bitten, auch der meinigen gerecht zu werden! Ich kann auch in dieser Angelegenheit nichts anderes sagen, nichts anderes thun, als dasjenige, was die Richtschnur meines ganzen Lebens ist, was meinem Handeln jederzeit den Stempel aufdrücken soll: die Wahrheit!“

Der Direktor sah den Redenden mitleidig an und seufzte. „Sie werden, denken Sie an mein Wort, in sehr schwere Lagen gerathen, Herr von Conventius, wenn Sie es sich wirklich zum Gesetze machen, immer und überall die Wahrheit zu sprechen.“

„Ich gebe das zu — aber ich bleibe meinem Grundsatz treu: nichts verschweigen, nichts feige beschönigen — die Wahrheit über alles!“

„Es gab eine Zeit, da dachte ich ebenso wie Sie — Sie sind noch jung und muthig . . . kommen Sie erst zu meinen Jahren, meinen Erfahrungen, da wird sich manches anders gestalten! Aber für jetzt — wollen wir also hinübergehen — also hinübergehen?“

„Wenn ich Sie bitten darf!“

Warnow drückte auf den Knopf der elektrischen Leitung.

„Kemmler soll sich bereit halten!“

Die Herren durchschritten ein Vorzimmer und einen Hausflur und betraten den Hof; hier gesellte sich ein kräftiger, untersehter Mann in mittleren Jahren mit einem ernst, stillen Gesicht zu ihnen. Er trug einen kurzen, rauhhaarigen Flausrock und hatte einen gewaltigen Schlüsselbund in den Händen.

„Kemmler, dies ist unser neuer Herr Pfarrer, Baron von Conventius.“

„Bitte, bitte, Herr Direktor, lassen Sie den Baron beiseite!“

Kemmler nahm die Mütze ab, machte eine linksische Verbeugung und warf einen Blick unverhohlener Bewunderung auf den hochgewachsenen blonden Mann an seiner Seite.

„Zu Nummer 58!“ sagte der Direktor.

Der Schließer sonderte rasch einen der Schlüssel aus dem Bunde heraus und schritt den Herren voraus quer über den langen Hof nach einem Seitenflügel, zu dem eine Außentreppe führte.

„Auf Wiedersehen, lieber Herr Pfarrer! Ich gehe nun zurück!“ Warnow schüttelte dem Geistlichen die Hand.

„Kemmler, Sie bleiben ganz in der Nähe — Herr von Conventius wird ohne Zweifel sehr bald wieder da sein!“

Die beiden stiegen die Stufen vollends hinan und schritten einen langen, halbdunklen Flur, der an jeder Seite dicht mit Thüren besetzt war, hinunter. Wo dieser Flur ein Knie machte, bogen sie rechts ab und Kemmler setzte seinen Schlüssel in eine ziemlich niedrige Thür ein, die sich mit einigem Geräusch öffnete; der Schließer ließ den Geistlichen eintreten und blieb in soldatischer Haltung wartend unmittelbar neben der Pforte stehen.

Das Wort „Gefängniß“ hat für den Unbefangenen immer etwas Unheimliches. Man weiß es ganz genau, daß es unterirdische Verließe, in denen die Gefangenen ohne Licht und Luft, mit Ketten belastet, auf verfaultem Stroh liegen, lange schon nicht mehr giebt — aber der Begriff des Düstern, Schauerlichen verknüpft sich unwillkürlich auch heute noch mit dem Wort „Kerker“.

Der Anblick, der sich dem Eintretenden bot, deckte sich nicht im mindesten mit dieser Auffassung.

Das mäßig große Zimmer war weder unfreundlich noch ungesund; eine gewisse kahle Nüchternheit in der Ausstattung angenommen, war nichts dagegen einzuwenden. Es erhielt hinreichendes Licht durch ein breites, allerdings recht hoch angebrachtes, stark vergittertes Fenster, die Temperatur darin war weder feucht noch dumpfig, in der Nähe des Fensters stand ein fester, einfacher Tisch mit Schreibgeräth und Material zu Flechtarbeiten, eine Strohmatten bedeckte den Fußboden, im Hintergrund befand sich das eiserne Bettgestell und ein Holzstuhl. Von diesem erhob sich beim Eintritt des Fremden ein schlanker, mittelgroßer Mann mit sehr kurzgeschorenem, graugesprenkeltem Haar und Bart und ungewöhnlich tiefliegenden blauen Augen und fragte, mit höflicher Verneigung: „Sie wünschen, mein Herr?“

Ton, Blick und Gebärde, alles entsprach so vollkommen den Anforderungen der „guten Welt“, daß Conventius, trotz der vor-

bereitenden Rede des Direktors, innerlich stufig wurde; einen Raubmörder und Einbrecher, der zum Tode verurtheilt war, hatte er sich wahrlich anders vorgestellt!

„Ich wünsche,“ sagte Reginald, dicht an den Gefangenen herantretend und ihm die Hand bietend, „Sie kennenzulernen und ebenso von Ihnen gekannt zu werden. Mein Name ist Conventius, ich bin Geistlicher an der Pfarrkirche zu Sanct Lukas und mit der Seelsorge der hier Wohnhaften betraut!“

Er hatte sich in der Stille auf einen heftigen Zornesausbruch und Widerspruch des Verbrechers gefaßt gemacht; aber nichts derartiges geschah.

Schönfeld nahm die dargereichte Hand nicht und trat einen Schritt zurück. „Hat Ihnen Herr Direktor Warnow nicht gesagt,“ begann er langsam, „daß ich den dringenden Wunsch ausgesprochen habe, mit allem geistlichen Anspruch verschont zu werden?“

„Ja — er hat es mir gesagt!“

„Nun? Und? — Zwingt Ihr Beruf oder irgend ein Befehl von ‚oben herab‘ — ich meine die weltliche Obrigkeit! — Sie, mir dennoch, gegen meinen Willen, Ihre amtlich beschworenen Heilswahrheiten mitzutheilen? Dann beklage ich Sie!“

„Das ist nicht nothwendig. Mich zwingt nichts und niemand auf der Welt, als mein eigener, freier Wille!“

„So?“ Schönfeld trat wieder einen Schritt zurück und musterte den Geistlichen von Kopf bis zu Fuß. „Dann lassen Sie sich sagen, daß ich, bis zu einem gewissen Grade weitestgehend, auch noch im Besitz meines eigenen, freien Willens und entschlossen bin, denselben bis aufs äußerste geltend zu machen! Man kann mich einsperren, mich quälen, mich tödten . . . aber keine Macht der Welt soll mich zwingen, solange ich lebe, den sogenannten ‚Troßt der Religion‘ in mich aufzunehmen oder auf alles, was mir in diesem Sinn vorgepredigt wird, ein Wort zu erwidern!“

„Das verlangt man auch nicht von Ihnen!“

„Wozu wären Sie denn hierhergekommen?“

„Ich sagte es Ihnen ja schon: vorerst, um Sie kennen zu lernen, um von Ihnen gekannt zu werden! Glauben Sie, mir wäre mein Gott, alles, was meine Seele Theuerstes und Heiligstes kennt, nicht tausendmal zu schade, um es einem Menschen preiszugeben, der es mit Spott und Hohn oder mit Gleichgültigkeit und Mißachtung aufnimmt? Sie sagen, keine Macht der Welt soll Sie zwingen! Das glaube ich Ihnen und spreche das gleiche! Die Macht aber, die Sie zwingen wird, ist nicht von dieser Welt, hat nichts mit ihr zu schaffen und ist doch stärker als alles, was diese Welt hervorbringen vermag. Das habe ich Ihnen erwidern wollen. Ehe ich jetzt gehe, noch eins! Sie haben dem Direktor angedeutet — wenn auch sehr verdeckt! — Sie hätten einen Wunsch . . . wollen Sie ihn mir nennen?“

„Glauben Sie, mich mit der Erfüllung dieses Wunsches für Ihren Himmel zu fördern?“

Conventius antwortete nicht, aber in sein schönes und edles Gesicht trat ein Ausdruck so tiefen, lebendigen Mitleids, daß der Gefangene unwillkürlich betroffen wurde; fast schien es, als schämte er sich seiner schlimmen Frage. Es trat eine kurze Stille ein — draußen kämpfte ein matter Sonnenstrahl mit den schweren Wolken, um durchzudringen.

„Wunsch!“ fing Schönfeld endlich wieder an. „Sie sind gewiß der Meinung, ein Mensch wie ich könnte nur einen einzigen Wunsch haben!“

„Ich habe mir noch gar keine Meinung über Sie gebildet!“

„Das wird nicht mehr lange auf sich warten lassen; es wäre ja auch nicht groß zu verwundern, wenn Sie sich einbildeten, Herr Pfarrer, ein Mensch, dessen Leben verwirrt ist, wünsche vor allen Dingen seine Begnadigung! Ich aber sage: um keinen Preis! Hören Sie wohl? Um keinen! Ich werde froh sein, wenn die elle und schale Tragikomödie, die man Leben nennt, einmal zu Ende geht, so oder so — ich würde keinen Finger rühren, mein Dasein zu verlängern; ich habe dies auch den Richtern, dem Präsidenten, dem Staatsanwalt und meinem Verteidiger gesagt. Ich bin in allen Punkten geständig und verschämte es durchaus, den Weg, der zur Gnade führen könnte, zu beschreiten. Die Herren haben mir erwidert, daß dies den Stand der Dinge wesentlich verschlimmere . . . das ist mir gerade recht, ich will es nicht anders haben. Sollten Sie irgend welchen Einfluß, hohe Verbindungen oder dergleichen besitzen, — machen Sie nichts von alledem zu meinen Gunsten geltend: ich will sterben!“

Der schlanke, feingebaute Mann schien die verkörperte Willenskraft, während er sprach, — er war sehr blaß geworden, seine Nasenflügel bebten, aus den tiefliegenden Augen sprühte es.

Reginald war ergriffen. „Welch' ein Leben muß das gewesen sein!“ sagte er leise, mehr zu sich selbst sprechend.

„Es wäre Ihnen wohl als Psychologe interessant, Bekennnisse eines Raubmörders, der nur zehn Schritt von der sogenannten Ewigkeit entfernt ist, zu sammeln? O ja, meine Lebensgeschichte würde einem geschickten Schriftsteller ganz schätzbare Material liefern. Auch wäre ich noch eher bereit, jemand meine Schicksale zu erzählen, als ihm die Sorge für meine Seele in die Hände zu legen. Seelforger! Was für ein unsinniges Wort! Wie kann denn ein anderer Mensch für meine Seele sorgen, wenn ich selbst das Kunststück nicht einmal zustande gebracht habe?“

„Aus eigener Kraft wird er das auch niemals können.“

„Die göttliche Gnade muß in ihm wirksam sein — so meinen Sie doch, nicht wahr? Es ist doch schade, daß unsereins niemals etwas davon zu spüren bekommt; sie ist wohl nur für die ausgewählten Werkzeuge Gottes vorhanden, nicht wahr?“

Reginald warf den Kopf zurück.

„Es ist offenbar Ihre Absicht, mich von hier zu vertreiben, denn Sie müssen sich sagen, daß der Ton, in dem Sie von meinem Beruf zu mir sprechen, auf mich ungefähr ebenso wirken muß, als wenn Sie meiner Mutter ins Gesicht schlugen. Der großen und ersten Sache, um die es sich handelt, geschieht kein Schade damit — die hat wahrlich schon mehr erduldet und steht höher, als daß solche Pfeile einer verbitterten Seele sie erreichen könnten! Sie können also nur mich persönlich beleidigen wollen, und ich habe Ihnen nichts zu leiden gethan!“

„Nicht Sie persönlich will ich beleidigen und an der Wiederkehr hindern, sondern den Geistlichen — mit einem solchen mag ich nichts zu schaffen haben!“

„Wohl aber er mit Ihnen! Und so werden Sie auch meine Wiederkehr nicht hindern können; für heute ist es genug. Und Ihr Wunsch?“

Es malte sich etwas wie Ueberraschung und Verlegenheit in Schönfelds Zügen, als der Geistliche auf den Wunsch zurückkam; er that, als wäre ihm die Angelegenheit schon gleichgültig geworden.

„O — es ist — Sie werden sich unendlich verwundern, daß ich gerade einen solchen Wunsch hege — auch fragt es sich sehr, ob Sie, Herr Pfarrer, oder der Direktor ihn mir erfüllen wollen. Ich habe nämlich . . . ich war nämlich . . . schon als Kind war ich ein leidenschaftlicher Blumenfreund, und in allen Lebenslagen habe ich daran festgehalten; es ist zum Erstaunen, nicht wahr?“

Wie gut Sie Ihre Gesichtszüge in der Gewalt haben — Sie lachen nicht einmal und sehen auch nicht erzürnt aus. Und es ist doch das Widersinnigste, was man sich denken kann: ein Dieb und Todtschläger, ein Verbreiter gefährlicher Ansichten, ein Verbrecher, dessen sich die civilisirte menschliche Gesellschaft auf gewaltsame Weise entledigen will . . . und das Zarteste, Lieblichste, Unschuldsvollste, was die Natur hervorzubringen imstande ist: die Blume! — Aber ich war ja nicht immer ein Raubmörder; es gab Zeiten in meinem Leben, wo ich geachtet und geehrt da stand und kein Mensch mir meine Blumenliebhaberei beanstandete; wie soll sie nun durch meinen weitem Lebensgang in mir ausgelöscht sein? — Man findet solche wunderliche Neigungen übrigens des öftern: rohe Kriegsmenschen lieben häufig kleine Kinder, schwere Verbrecher schwärmen für Musik — ich bilde keine Ausnahme!“

„Ihr Wunsch soll erfüllt werden!“ sagte Reginald ruhig.

„Es fragt sich nur, ob hier“ — er warf einen Blick auf das Zimmer — „Blumen überhaupt gedeihen können!“

„Mein Fenster hat ziemlich lange Morgensonne, und wenn ich einen Stuhl heranschiebe, reiche ich gerade mit ausgestreckter Hand hinauf!“ Schönfeld sagte es eifrig, mit einem überredenden Blick.

„Gut also! Wünschten Sie sonst noch etwas? Vielleicht Bücher?“

Das schneidend factatische Lächeln erschien wieder auf dem Gesicht des Gefangenen.

„Sehr verbunden! Die Lektüre, die mich ausschließlich während der letzten Jahre beschäftigt hat, dürften Sie mir schwerlich verschaffen können und wollen: revolutionäre Schriften, lauter Umsturzdien und gefährliche Neuerungen enthaltend, — helles Jakobinerthum! Solche geistige Nahrung kann ich hier nicht gut verlangen, — und den Walter Scott, den ich als junger Mensch sehr liebte, hat der Direktor nicht!“

„Ich besitze ihn und werde Ihnen zunächst ein paar Bände zuschicken! Adieu für heute!“

Reginald machte eine verabschiedende Bewegung und wandte sich zum Gehen. Der Gefangene verneigte sich stumm und gab ihm bis zur Thür das Geleit; während der paar Schritte war es, als ob er noch etwas sagen wollte — ein Entschluß schien in ihm aufzusteigen, aber auch wieder zu erlöschen; er preßte die Lippen übereinander und blieb still. —

Draußen im Flur nahm Remmler den Geistlichen in Empfang und führte ihn über den Hof; der Direktor ließ sich nicht blicken, und Reginald wußte ihm in seiner Seele Dank dafür, daß er sich nicht sofort ausführlich bei ihm erkundigte, wie die Unterredung im Gefängniß verlaufen sei. — — — (Fortsetzung folgt.)

## Die Hochzeit von Sanct Wolfgang.

Hallade von Heinrich Pieroldt. Mit Abbildung von Hugo Engl.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Im Froste starrt die Winterszeit,  
Dreikönigstag ist nicht mehr weit.

Rings gleißt der Alpen steiler Wall  
Als wie ein Harnisch von Krystall.

Im Dorf Sanct Wolfgang, dicht am See,  
Schallt aus dem Wirthshaus froh Jubel.

Der See liegt, hart gefroren zu,  
In träger trüber Todtenruh.

Im Freien draus friert's Stein und Bein,  
Im Tanzsaal schwebt der Hochzeitsreihn.

In Myrthen strahlt das Hochzeitspaar;  
Frohlockend ruft der Gäste Schar:

„Die Nacht ist klar, manch Sternlein brennt,  
Wir bringen euch noch heim nach Schwend.“

Der See ist zu, drum sei heut Nacht  
Auf ihm der Brautlauf frisch vollbracht.“

Baßgeig' und Fiedel sind verstummt,  
In Pelzwerk sich die Schar vernummt.

Sie zünden helle Fackeln an,  
Im Schleier hüpf't die Braut voran.

Kein Tropfen Wein mehr blinkt im Krug,  
Von dannen flüht und schwirrt der Zug.

Wo sonst die Fluth spült um den Kahn,  
Glänzt weithin die krystallne Bahn.

Auf die verschneite Fläche wagt  
Die Schar sich lachend, unverzagt.

Nach Brautlaufart, zu Zwein und Zwein,  
Geht's wirbelnd auf den See hinein:

Wie glänzen die Gesichter hell  
Im Strahl der Lichter roth und grell!

Auf der bereiften Ebne Grund  
Der Schein sich bricht und spiegelt bunt.

Heiß auf den Schnee, der hoch sich häuft  
Das Pech der Fackeln schmelzend träuft.

Der Mond im gelben Nebelflor  
Klimmt traurig hinterm Berg hervor.

Im Uebermuth sie tanzen nun  
Mit schwerbeschlagen Nagelschuhn.

Von unten, Gott, welch schriller Klang!  
Im Eise quillt der Wasser Drang.

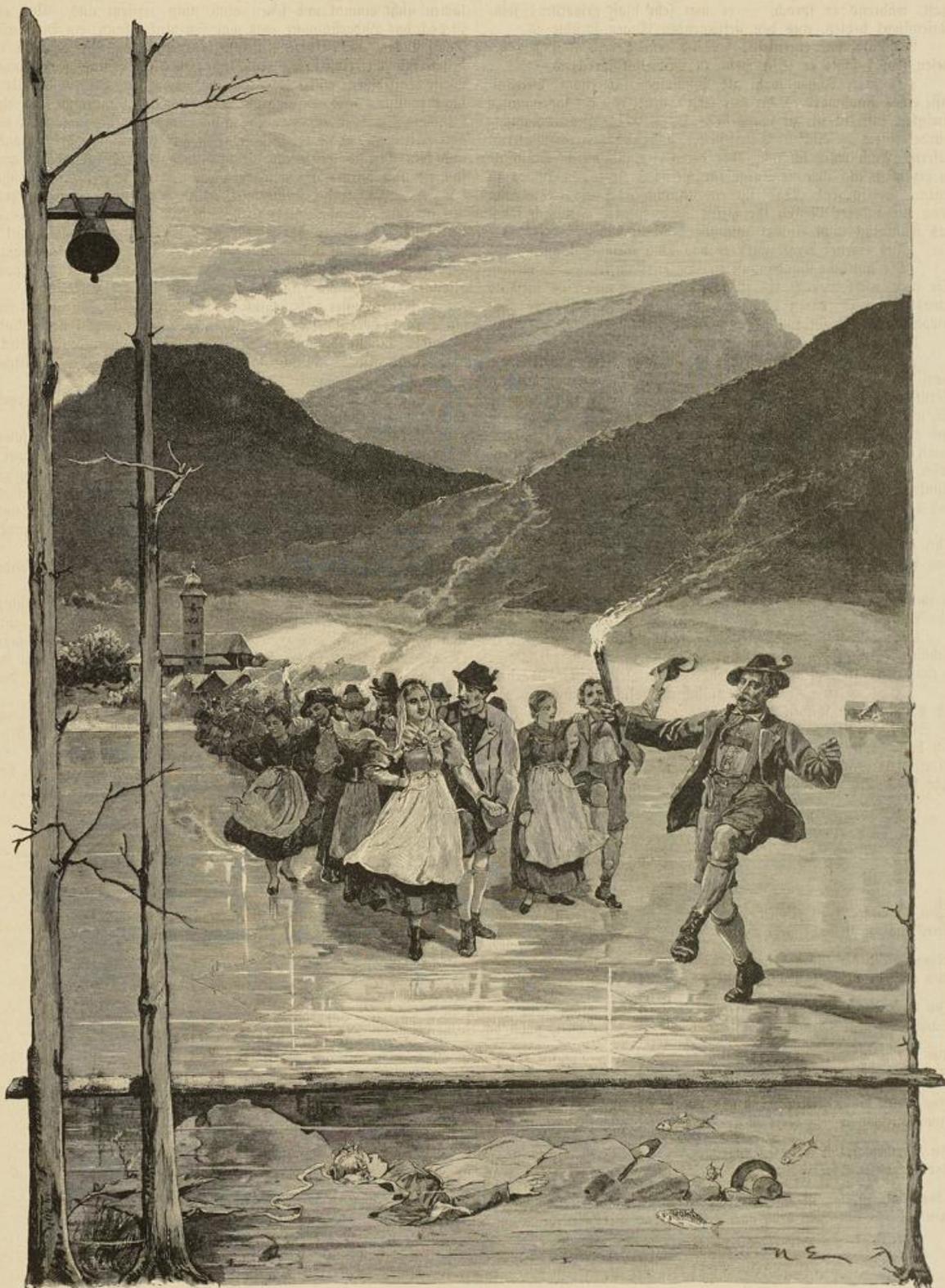
Es knirscht, gurgelt, sirt und klingt,  
Die weite Spalte klast und springt.

Die Scholle klist, die Kruste bricht,  
Im Gisch't verzischt der Fackeln Licht.

Weh, wie viel rosge Lebensgluth  
Verlischt in eisig nächtger Fluth!

Trübseelig spinnt der Nebelduft  
Um grauer Wölke kalte Gruft.

Im Mondlicht glitzern Eis und Schnee —  
Ein Glöcklein läutet überm See.



Die Hochzeit von Sanct Wolfgang.  
Zeichnung von Hugo Engl.

## Die Frauen und der ärztliche Beruf.

Von Professor Dr. Hermann v. Meyer.

Kachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Soll man die Frauen zum Studium der gelehrten Berufsarten zulassen und ihnen die Berechtigung zur Ausübung derselben ertheilen?

Trotzdem diese Frage in manchen Staaten thatsächlich schon gelöst ist, wird doch noch in den verschiedensten Kreisen darüber hin und her gestritten, wobei neben ruhigen Ueberlegungsgründen eine Fülle von unklaren Vorstellungen, vorgefaßten Meinungen und Gefühlsauffassungen sich, verwirrt und verwirrend, durcheinander drängt, sodaß es demjenigen, welcher nicht zunächst bei der Frage betheiligt ist und doch über dieselbe unterrichtet zu sein wünscht, fast unmöglich gemacht ist, eine klare Einsicht in das zu gewinnen, um was es sich dabei eigentlich handelt.

Namentlich ist es das ärztliche Fach, welches in diesem Streite der Geister vor allen andern in den Vordergrund tritt, weil diesem studierende Frauen sich am meisten zuwenden, und weil gerade bei diesem Fache viele Gründe für und gegen seine Wahl durch Frauen geltend gemacht werden können. Man findet das Studium und die Ausübung der Medizin durch Frauen vorzugsweise besprochen und dabei von manchen Seiten begeistert befürwortet, von anderen Seiten aber aufs schroffste angefeindet, daneben wohl auch mit mehr oder minder guten Witzes lächerlich gemacht. Die ganze Angelegenheit ist aber eine zu ernste und wichtige, als daß sie durch Schwärmerei, Schroffheit oder Hohn könnte entschieden werden; sie verlangt eine ruhige Würdigung unter gebührender Berücksichtigung der verschiedenen Unterfragen, welche in ihr enthalten sind.

Der deutsche Reichstag wird in seiner nächsten Sitzungszeit Gelegenheit haben, sich ebenfalls mit der Erwägung dieser Frage zu beschäftigen, denn der „Deutsche Frauenverein Reform“, dessen Sitz in Weimar ist, hat an denselben eine Petition gerichtet, worin die „Zulassung des weiblichen Geschlechtes zur Ausübung des ärztlichen Berufes, wie solche heute in den meisten Kulturstaaten bereits Thatsache geworden“, verlangt und im Anschlusse daran die Forderung gestellt wird, „das medizinische Studium auf deutschen Universitäten dem weiblichen Geschlechte zugänglich zu machen.“

Auch der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauenverbandes“ in Leipzig hat an die Landtage aller deutschen Staaten ein ähnliches Gesuch gerichtet.

Wenn ich es nun unternehme, in diesen Zeilen mich über diese Frage zu äußern, so kann ich für meine Befugniß hiezu den Umstand geltend machen, daß meine langjährige Thätigkeit als Professor der Anatomie an der Universität Zürich, an welcher bekanntlich Frauen zum Studium zugelassen sind und zahlreich von dieser Vergünstigung Gebrauch machen, mir reichliche Gelegenheit geboten hat, Beobachtungen und Erfahrungen zu sammeln.

Ehe auf einzelnes eingegangen werden kann, wird es indessen nöthig sein, zu untersuchen, ob denn der Wunsch und das Bestreben der Frauen, die gelehrten Berufsarten und insbesondere die ärztliche Praxis in ihren Thätigkeitskreis hereinzuziehen, eine Berechtigung besitzt.

Die Antwort lautet: Ja! Es muß wohl kaum daran erinnert werden, in welcher unglücklicher Lage sich alleinstehende Töchter befinden, welche darauf angewiesen sind, sich durch eigene Thätigkeit ihren Unterhalt zu erwerben. Das ihnen zunächstliegende Auskunftsmittel einer Stellung als Haushälterin, Gesellschafterin oder Erzieherin ist sehr schwierig zu erlangen, weil der Andrang zu solchen Stellungen ein außerordentlich großer ist. Ebenso bietet sich solchen, welche sich in Seminarien ausbilden und dem Lehrfache zuwenden, im ganzen nur wenig Aussicht darauf, eine gesicherte Zukunft zu gewinnen; denn auch auf diesem Felde ist der Wettbewerb bereits ein sehr scharfer. Selbständigen und lohnenden Wirkungskreis im Gebiete der Musik, der Malerei oder anderer Künste zu finden, ist aber nur ganz wenigen vergönnt, welche besondere Veranlagung in einer dieser Richtungen zeigen.

Unter diesen Verhältnissen kann es gewiß nicht Wunder nehmen, wenn solche, die in sich die nöthigen geistigen Kräfte fühlen, daran denken, eine Laufbahn in einem der höheren Gelehrtenberufe zu suchen. Daß hierbei vorzugsweise und fast ausschließlich der ärztliche Beruf ins Auge gefaßt werden muß, ist selbstverständlich, weil einerseits die theologische und die juristische Laufbahn für Frauen fogut wie gar keine Aussicht bieten, und weil

andererseits schon viele Frauen in den allerdings bescheidenen ärztlichen Thätigkeiten von Pflegegeschwestern, Zahnärzten oder Hebammen sich mit Erfolg bewegen. Ja, wenn man nur einen Blick auf die ungeheuer schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe der Krankenpflege im Kriege wirft, so wird man der deutschen Frau das Zeugniß nicht versagen können, daß sie wenigstens in dieser Rolle als ärztliche Hilfskraft sich geradezu mit Ruhm bedeckt hat.

Wenn demnach das Geschlecht der Frauen nach einem vollberechtigten Eintritt in den Berufskreis der Ärzte Verlangen trägt, so ist dieses Verlangen nicht nur durch den Wunsch nach einer auf eigenen Kräften beruhenden Lebensstellung hinlänglich begründet, es ist auch in Wirklichkeit nur eine leicht verständliche Folgerung aus der bereits bestehenden Thätigkeit von Frauen innerhalb des Gebietes des ärztlichen Wirkens.

Nun drängt sich aber doch die Frage auf und sie ist auch schon vielfach gestellt worden, ob die Durchführung dieser Bestrebungen sich mit der staatlichen Ordnung vertragen könne. Bekanntlich haben bisher wenigstens die deutschen Staatsbehörden sich nur ablehnend verhalten, indem theils die Universitäten den Frauen den Zutritt zum Studium verweigerten, theils die Prüfungsbehörden angewiesen waren, Frauen, auch wenn sie ein regelrechtes Studium durchgemacht und das Doktorexamen bestanden hatten, die für die Aufnahme in den ärztlichen Stand nothwendigen Prüfungen nicht abzunehmen. Letzteres hatte zur Folge, daß diesen Frauen die ärztliche Praxis nur unter dem Schutze der „Gewerbefreiheit“ mit nicht unbedeutenden Einschränkungen und Hemmungen gestattet war.

Den Staat als solchen geht eigentlich nur die zweite dieser Maßregeln an, und um sie beurtheilen zu können, muß man sich zuerst darüber klar werden, welchen Zweck und welche Bedeutung die ärztlichen Prüfungen eigentlich haben. Die Staatsverwaltung kommt mit ihnen einer Verpflichtung gegen das Publikum nach, indem sie nur solchen, welche entsprechende Kenntnisse aufweisen können, die Ausübung eines so verantwortungsreichen Berufes, wie der des Arztes es ist, gestattet. Würde aber die Verantwortlichkeit der Staatsverwaltung dem Publikum gegenüber eine größere sein, wenn sie einer Frau, die in der Prüfung sich über die nöthige wissenschaftliche Ausbildung ausweisen kann, diese Befugniß ebenfalls gewähren würde — namentlich wenn sie eine, wenn auch gehemmte Praxis bei bestehender „Gewerbefreiheit“ doch nicht hindern kann? Sicher nicht!

Freilich ist aber die Zulassung zur ärztlichen Praxis in Deutschland aus verschiedenen Gründen auch noch von anderen Bedingungen als dem abgeschlossenen Studium abhängig, insbesondere von dem Besitze eines deutschen Reifezeugnisses und von dem Besuche einer deutschen Universität für den größten Theil der Studienzeit. Da nun aber der Nachweis für beides den für eine ärztliche Prüfung sich meldenden Frauen unter den jetzigen Verhältnissen unmöglich ist, so wird ihnen schon darum der Zutritt zur Prüfung zu verweigern sein, ohne daß diese Zurückweisung gegen sie in ihrer Eigenschaft als Frauen gerichtet ist. Hier sind also allerdings noch manche Abklärungen nothwendig, ehe der Eintritt von Frauen in den ärztlichen Stand mit der staatlichen Ordnung, wie sie zur Zeit in Deutschland besteht, verträglich sein wird.

Allein diese Frage, ob und auf welche Weise sich die Berechtigung der Frau zum ärztlichen Beruf in die augenblicklich gültige Staatsordnung einfügen lasse, ist, obwohl nicht unwichtig, doch meist als nebensächlich behandelt worden. Viel eindringlicher hat man darüber verhandelt, ob die Zulassung der Frau zum medizinischen Studium nicht aus Gründen des Anstandes und der Sittlichkeit zu verurtheilen sei. Gewichtige Stimmen, insbesondere auch aus akademischen Kreisen, haben die Befürchtung geäußert, daß die beständige gleichzeitige Betheiligung junger Männer und jugendlicher weiblicher Wesen an dem akademischen Unterricht, deren enges Zusammensein in den Hörsälen, bei den praktischen Uebungen und den botanischen Ausflügen der guten Zucht schädlich sein könnten und namentlich die nöthige Aufmerksamkeit auf den Gegenstand des Studiums stören müßten. Es wird ferner die Ansicht ausgesprochen, daß Frauen nicht die erforderlichen geistigen

Anlagen für ein ernstes Studium hätten und im besten Falle nur sehr mittelmäßige Ärzte werden könnten. Es wird geltend gemacht, daß die ganze körperliche Organisation der Frauen ihnen das Ertragen der mit der ärztlichen Praxis verbundenen Anstrengungen nicht gestatte. Und endlich wird in Uebereinstimmung mit gewissen Stimmen aus dem Publikum versichert, daß die andauernde Beschäftigung mit der Anatomie, dem Operationswesen und der Krankheitslehre ganz unweiblich sei und nothwendig zur Verrohung führen müsse.

Es ist beachtenswerth, daß solche Auseinandersetzungen nur von Universitäten kommen, an welchen sich keine weiblichen Studierenden befinden und welche sich überhaupt ablehnend gegen die Aufnahme von solchen verhalten. Die Erfahrungen an Hochschulen, welche weiblichen Studierenden Zutritt gewähren, haben aber alle diese Befürchtungen und die darauf sich stützenden Einwände gegen das Frauenstudium als unhaltbar erkennen lassen; Lehrer sowohl als Studenten dieser Universitäten konnten, auch wenn sie an und für sich keine große Vorliebe für weibliche Studierende hatten, doch keine Nachteile oder Uebelstände finden. Meine eigenen langjährigen Erfahrungen sowie diejenigen meiner Fachgenossen haben von der gefährdeten Störung der Ordnung und des Ernstes im Studium niemals etwas bemerken können; im Hörsaal und in den praktischen Kursen herrschte stets ruhiger Anstand, und die Studenten verkehrten mit ihren Kolleginnen stets taktvoll. Die Studentinnen wahrten in ihrer ganzen Erscheinung und in ihrem Benehmen eine durchaus gebildete Haltung und zeigten weder emansipiertes noch blaustrumpfiges Wesen; in Bezug auf Ernst und Erfolg im Studium aber waren die meisten als musterträchtig zu bezeichnen, und namentlich zeichneten sich viele derselben in den praktisch-anatomischen Aufgaben durch feine und sauberliche Arbeit sehr vortheilhaft aus. Von verschiedenen unserer Schülerinnen haben wir auch später erfahren, daß sie sich mit großem Erfolge in der Praxis bewegen, also doch wohl den damit verbundenen Anstrengungen gewachsen sind.

Wehrfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob es nicht vielleicht, da denn doch einmal weibliche Wesen sich dem Studium zuwenden, angemessen sein dürfte, für sie besondere Vorlesungen halten zu lassen oder besondere Hochschulen zu errichten. Damit wäre aber mittelbar eine Aufmunterung zum Studium gegeben, welche gewiß kein Wohlmeinender bei den dermalen noch sehr unbestimmten Aussichten auf eine befriedigende Laufbahn auf sein Gewissen nehmen möchte. Außerdem sträuben sich die studierenden Frauen selbst dagegen, wie die von einer derselben gegen mich gegebene Aeußerung beweist: „Man soll sehen, daß wir ein regelrechtes Studium durchmachen wie alle Ärzte, und wir dürfen uns nicht nachsagen lassen, daß wir uns in einem Hinterbüchlein die Sache haben populär zurechtzschneiden lassen.“

Wie gezeigt, lassen sich also die gegen eine Zulassung der Frauen zum medizinischen Studium ins Feld geführten Einwände nicht aufrecht erhalten. Die Erfahrung hat andererseits gelehrt, daß weibliche Ärzte in der That eine erfolgreiche Thätigkeit zu entfalten vermögen, wie sich dies insbesondere in England und Nordamerika beobachten läßt. Die Folgerung erhellet schon hieraus von selbst. Nicht nur gebührt den Frauen das Recht, sich in staatlich anerkannter Form dem ärztlichen Berufe widmen zu dürfen, sondern sie werden auch, wenn sie, wie sich von selbst ergeben wird, vorzugsweise den Frauen- und Kinderkrankheiten ihre

Aufmerksamkeit zuwenden, sogar eine sehr willkommene Ergänzung des ärztlichen Personals bilden. Mit allem Ernst müssen hier insbesondere die Frauenkrankheiten betont werden. Es ist eine schmerzliche, aber unwiderlegliche Thatsache, daß eine unerschätzlich große Zahl von Frauen einem dauernden Siechtum verfällt, weil natürliche weibliche Scheu sie davon abhielt, sich bei Zeiten an einen männlichen Arzt zu wenden. Die Frau als Arzt der Frau — sie könnte hier unberechenbaren Segen stiften!

Aus der Welt schaffen läßt sich die Bewegung nicht mehr; sie ist eine in der Entwicklung der bürgerlichen Stellung der Frauen begründete und von diesen selbst angeregte. Jedes unmittelbare Eingreifen würde den natürlichen Entwicklungsgang nur stören, und eine Aufmunterung wäre daher ebenso wenig am Platze, wie auch eine Bekämpfung erfolglos bleiben wird.

Als das richtigste Verfahren erscheint demnach sicher das, daß man in voller Anerkennung ihrer Berechtigung den Frauen, welche die Frage selbst angeregt haben, es überläßt, auch die Lösung selbst zu finden, und daß man ihnen dafür alle Hilfsmittel, welche zu einer günstigen Lösung führen können, rückhaltlos zur Verfügung stellt. Ist etwas Gesundes an der Sache, so ist diesem damit alle Gelegenheit gegeben, sich naturgemäß zu entwickeln. Sind dann unverkennbare Erfolge erreicht und erweisen sich diese nützlich für die bürgerliche Gesellschaft, dann wird man auch auf anderer Seite genöthigt sein, mit denselben zu rechnen. Ist dagegen die Frage in ihrer jetzigen allgemeinen Fassung verfehlt, so wird sie in sich zerfallen, ohne daß behauptet werden darf, daß sie gewaltsam unterdrückt worden sei. Berufeneren Persönlichkeiten wird es aber darum auch künftig nicht benommen sein, ihrem Drange nach Wissen und Wirken nachzuleben. —

Wenn in dem obigen die Ansicht aufgestellt wurde, daß den dem Studium sich zuwendenden Frauen die Hilfsmittel zur Durchführung ihres Versuches nicht zu verschließen seien, so ist damit ausgesprochen, daß es zweckmäßig sei, ihnen auch den Zutritt zu den Universitäten nicht zu verwehren. Wenn man ihnen jedoch diesen gestattet, so ist es dringend zu empfehlen, die Aufnahmebedingungen nicht zu niedrig zu stellen, so daß nur solche, welchen es wirklich Ernst mit dem Studium ist, denselben zu entsprechen vermögen. Wird die Aufnahme gar zu leicht gemacht, so ist damit die Gefahr der Eindringung unpassender Elemente gegeben, welche nur in'stande sind, die Sache in Verfall zu bringen. Die schweizer Universitäten haben in dieser Beziehung sehr unangenehme Erfahrungen machen müssen, indem die gar zu leicht gewährte Immatrikulation von den weiblichen Mitgliedern eines fremdländischen politischen Auswandererthums, welche weder Befähigung noch Neigung für das Studium hatten, zur Erwerbung der Aufenthaltbewilligung mißbraucht wurde. Die Ueberfluthung mit derartigen unpassenden Elementen brachte zwar keine unmittelbaren Nachteile durch Störung der guten Zucht in den Unterrichtsstunden, aber sie wurde doch als eine dem akademischen Körper anhängende fremdartige Masse hemmend und lästig und brachte die wirklich studierenden Frauen in eine falsche Stellung. Namentlich hatte auch Zürich sehr unter diesen Verhältnissen zu leiden, so daß man es als Wohlthat empfand, als eine aus dem Heimathlande jener Auswanderer kommende Verfügung die schlimmen Elemente entfernte. Durch diese Erfahrung belehrt, hat man denn auch in Zürich die Aufnahmebedingungen verschärft, allerdings immer noch nicht in dem Grade, wie es in alleseitigem Interesse zu wünschen wäre.

## Hugo Thimig,

der Truffaldino des Wiener Burgtheaters.

Abdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Kein Beruf scheint leichter als der des Komikers. Sowie sich die lustige Person auf der Bühne nur zeigt, kommt ihr die lachlustige Stimmung der Zuschauer aufmunternd entgegen. Und nicht umsonst trug der Spätmacher fast aus aller Herren Ländern von altersher den Namen des Leibgerichtes der Bevölkerung mit sich fort: aus England stammte Jack Pudding, aus Frankreich Jean Potage, aus Italien Signor Maccaroni, aus den Niederlanden Kachelering und Stockfisch, aus dem Reich Hans Buch, aus der österreichischen Hauptstadt gelegentlich gar noch Hans Plünken (Blutwurst) oder Hans-Carminadel (Carbunade) — denn nichts mundet der Menge besser als Schwänke und Pöken. Die Menschen wissen jedem Taus, der sie rechtschaffen aufheitert. Verzhäfter, immer und überall wirksamer Humor wird nun freilich leichter gewünscht als zum besten gegeben; denn mit Ort und Zeit wandelt sich der Geschmack, verfeinern sich die Ansprüche der Hörer, und dauernder Erfolg wird

auch im Dienst der heiteren Muße nur demjenigen zutheil, der es so ernst als möglich nimmt mit seiner frohlichen Aufgabe. Das erkannte schon der erste große Wiener Hanswurst, Joseph Stranitzky, der, gut zwei Menschenalter vor der Begründung des Burgtheaters durch Kaiser Joseph, der Reichshauptstadt — 1708 — ein stehendes deutsches Theater beschied und dabei die denkwürdige Lösung ausgab: „Die Bühne soll so heilig sein wie der Altar und die Probe wie die Sanktfeier.“ Seine Lehre und sein Beispiel blieb unvergessen. Auf der Volksbühne wie auf dem Burgtheater behaupteten sich nur solche Humoristen in der Gunft der Wiener, die glückliche Naturanlagen in strenger Künstlerarbeit übten und immer erquicklicher entfalteten. Keiner der Trefflichen, die von Prehauser und Raimund bis auf Martinelli und Girardi als Volksschauspieler, von La Roche und Richter bis auf Baumeister und Gabillon als Hofschauspieler, Behagen und Frohsinn

um sich verbreiteten, ist über Nacht geworden, was er war oder ist: jeder hat sich unverdrossen und mühsam Schritt für Schritt Geltung und Stellung erworben müssen.

Nicht anders erging es einem Dresdener Kind, Hugo Thimig, der in verhältnismäßig jungen Jahren die Herzen der Wiener gewann. Auch ihn schuf die Natur selbst zur „lustigen Person“: er versteht es, munter zu sein und munter zu machen. Allein seine schönsten Erfolge dankt er, vielleicht mehr noch als seiner angeborenen, unverfälschten Laune, rastlosen Fleiße, unablässigem Studium. So hat er sich aus bescheidenen Anfängen rasch zum würdigen Nachfolger von Bedmann und Weizner, aus einem Schüler des Burgtheaters zu einem Meister aufgeschwungen, dessen Namen neben den ersten der alten und neuen Garde in Ehren besteht. So viel auch ein freundliches Geschick für ihn gethan: sein Bestes vollbrachte doch nur die eigene, tapfer aufstrebende Kraft.

Schon im Elternhause sah er, wie viel man mit redlichem, stetigem Bemühen leisten könne. Sein Vater, ein gelernter Handschuhmacher, hatte in seiner wackeren Frau eine werkhätige Gefährtin gefunden; dank ihrer Umsicht und Sparsamkeit kamen die beiden allmählich aus den engsten Verhältnissen zu behaglichem Wohlstand. 1854 wurde Hugo Thimig als letztes von vier Geschwistern, ein Spärling, geboren. Eine sonnige Kindheit war dem Kleinen vergönnt; der Vater war ein kerniges Original, dessen gefellige Talente ihn zum willkommenen Gast in jedem Kreise machten; die Mutter, schüchtern und ceremoniell im Verkehr mit Fernerstehenden, war daheim mit allen „Humoren“ des Alten innig verwachsen. So hörte unser Künstler viel von Herzen lachen von Jugend an. Die Gesundheit des Kindes ließ zu wünschen übrig, und deshalb kam der kränkelnde Kleine zu einem Landpfarrer, bei dem er von seinem zehnten bis dreizehnten Jahre blieb. Der fabulierende Sinn des Knaben, der sich schon hier mit einer Welt des Scheines umgab und die Söhne des Hauses und einige Mitspensionäre zu Darstellern seiner verwegenen Phantasien heranzog, fand wenig Verständnis bei dem braven Pastor, den ein unheilbares Neebel hart und zornig gemacht hatte. Dieser ersten Leidenschule folgte als zweite eine Lehrlingszeit in einem großen Dresdener Materialwarengeschäft. Ein unbestimmter Drang nach freier, künstlerischer Tätigkeit erfüllte das Gemüth des Jungen; nicht umsonst hörte er zu Hause von den großen Zeiten der Dresdener Bühne, von den Namen Burmeister, Pauls, Devrient und Davison schwärmen; er schaute zu den Theaterleuten wie zu höher gearteten Geschöpfen hinauf und ließ oft im Sturmschritt durch wegabschneidende Quergäßchen, nur um von einem sicheren Posten aus die ganze wichtige Größe eines Dritten oder Vierten der Hofbühne heranzuwagen zu sehen. Den Gedanken, sich selbst dem Theater zuzuwenden, getraute sich der Knabe aber damals noch nicht zu fassen. Die Eltern empfanden indessen Mitleid mit seinen Berufschmerzen; nach anderthalbjähriger Haft unter dem Schurzfell durfte er die Handelsschule besuchen. Und hier fand er in einem trefflichen, literarisch wohlgebildeten Lehrer, Dr. Semmler, den Führer, der ihm eine neue Welt erschloß. Als kundiger Mentor las er mit seinen Jünglingen den „Herbrochenen Krug“ von Kleist. Und wenn der junge Thimig da auch zum ersten Male durch eine Rollenbelegung gekränkt wurde, weil ihm der Schreiber Licht und nicht der Dorrichter Adam zugetheilt wurde: von Stund an war er entschlossen, Schauspieler zu werden. Die Eltern wurden, durch allerlei mimischen Schabernack seit seiner frühesten Kindheit ergötzt, von seiner Erklärung nicht allzusehr überrascht. Gleichwohl hielten sie ihm mit mildem Ernst die Gefahren des Standes, wie sie dem ehrenfesten Bürgerthum aus der Ferne sich darstellten, vor; zuguterletzt gaben sie dem geliebten Sohn aber mit gemischten Gefühlen der Besorgniß und des heimlichen Stolzes ihren Segen auf den neuen Weg und bewahrten ihn überdies fürsorglich vor allen Entbehrungen, die sonst wohl die Anfängerschaft mit sich bringt.

So trat er denn eines Tages klopffenden Herzens in das Studierzimmer seines Ideals, des Dresdener Charakterkomikers Ferdinand Dessoir, mit der Bitte, ihn als Schüler anzunehmen; dabei muß der ängstliche Novize nicht den Eindruck eines Himmelfürmers gemacht haben; als er aber versicherte, daß er die Unzulänglichkeit seiner Begabung wohl kenne und sich schon mit der Erreichung eines bescheidenen Künstlergrades begnügen wolle, donnerte ihm Dessoir die Worte entgegen: „Anstimm! Nur über Leichenhanfen umgespielter Kollegen fährt der Weg beim Theater empor!“ „Nun gut,“ lautete die elegisch gefärbte Erwiderung, „dann also über Leichenhauften!“

Dessoir fand an dem naiven Humor dieser Antwort so viel Gefallen wie späterhin an der Bildsamkeit seines neuen Jüngers.

„Nimm Dich nur leben, was Du auf der Bühne vermeiden, was Du dort thun sollst, nimm Dich nur der liebe Gott lehren,“ meinte Dessoir eines Tages. Und mit dieser weisen Regel warf er den Schüler ins Wasser, um schwimmen zu lernen, d. h. er schenkte Thimig ein Paar alter Ritterstiefel, einen dito gestickten Kragen, sowie eine stolz wehende Straußenfeder und vertraute ihn der kleinen Wandertroupe des Direktors Schiemang an.

Am 15. Oktober 1872 spielte unser Künstler zum ersten Male in Bauen auf einer wirklichen Bühne den Lancelot Gobbo im „Kaufmann von Venedig“. Und nun galt es ernstlich zu schwimmen, denn die Brandung des Repertoires warf ihn auf „Kunstreisen“ bis Ende April 1873, also in sechseinhalb Monaten in Bauen, Kamenz, Rittau und Freiberg in allen Hächern herum. Thimig spielte Liebhaber, komische Rollen, Väter, Helden und Naturburschen bei Schiemang „mit gleicher Ueberzeugung“; er tanzte und sang, wie es gerade — in des großen Schröder Jugend auch von diesem — verlangt wurde, und bewies sich in all diesen Leistungen so aufstellig und eifrig, daß er dem Direktor Schiemang vom Breslauer Stadttheater wegenagirt wurde. In der schlesischen Hauptstadt lebte damals noch Karl v. Holtei, ein milder, kranker Mann; der jugendliche Komiker erregte aber den Antheil des alten Kenners dermaßen, daß dieser ihn Dingelstedt als „reiß für das Burgtheater“ empfahl. Das Furwort des greisen Meisters wirkte, Dingelstedt entbot den ahnungslosen Thimig zu sich in das Hotel; dort empfing er ihn in einer seiner beliebten Ministerkopen.

„Sind Sie nicht älter?“ fragte er endlich, nachdem er eine Weile prüfende Blicke aus „müden Augendeckeln“ auf den jugendlichen Besucher gerichtet hatte; jeder weiteren, stammelnd gewagten Entgegnung bereitete er sodann ein läches Ende mit der zweiten „Verblüffungsfrage“: „Sind Sie Grad- oder Mantelchauspieler?“ „Herr Hofrath,“ erwiderte der schlagfertige Künstler, „in den Kleidern, die mir von der Direction geliefert werden, spiele ich am liebsten.“

Dingelstedt lachte und lud Thimig 1874 zu einem Probegastspiel an das Burgtheater, wo er sich aufs glücklichste einführte. Im Lauf der Jahre bewährte er sich als „Grad- und als Mantelchauspieler“ so glänzend, daß er 1881 das Decret als wirklicher Hofchauspieler und vor Jahresfrist, dank Förster und Alfred Berger, einen lebenslänglichen Vertrag erhielt, dessen Bedingungen wohl bewiesen, daß kein Zweiter unter dem künstlerischen Nachwuchs von der Theaterleitung, wie vom Publikum höher geschätzt wird als Hugo Thimig.

Verdient hat unser Künstler all diese Anerkennung so redlich und reichlich, daß ihm niemand seine Ehren und Erfolge mißgönnt. Mit edler Bescheidenheit hat er nach seinem Eintritt in das Burgtheater begonnen, von vorne an zu lernen und „anzulernen“. Im künstlerischen und freundschaftlichen Verkehr mit den Besten des Burgtheaters hat er sich in die Ueberlieferungen dieser Musterbühne eingelebt und über dem Studium der trefflichen Vorbilder von Hartmann, Schöne, Weizner zc. niemals vergessen, er selbst allein zu sein. An die größte, wie an die kleinste seiner Aufgaben tritt er mit gleicher Liebe und Laune heran. Begabung und Fleiß halten gut Kameradschaft bei ihm und ihr fester Bund befähigt ihn, sich im klassischen und im modernen Lustspiel gleicherweise hervorzuheben. Im deutschen Schwank sind seine schüchternen Liebhaber, seine dummdreisten Offiziersburschen, seine derben und dämlichen Spießbürger allen guten Geistern der „fliegenden Blätter“ ebenbürtig, in der Kunst der Maske zumal weitestgehend er mit den besten Eingebungen von Oberländer und Busch. Für das moderne Pariser Konversationsstück bringt unser geschmeidiger Sachse die übermüthigste Champagnerlaune mit. Und noch viel andere Humore sind ihm geläufig; als Shakelpareyspieler braucht Thimig hinter seinem anderen zurückzutreten, sein Junker Christoph Weichenwang in „Was Ihr wollt“ mit seinen trübeligen Käuschen und repommissischen Rundgesängen, mit seinem kranken Lachen und seiner gefunden Feigheit ist schlauweg klaffisch sein Friedensrichter Schaal in „Feind IV.“ behauptet sich neben der Meisterinspiration von Karl La Roche; sein Gracioso in Calderons „Arzt seiner Ehre“, wie in Lopes „König und Bauer“ ist so unadeltig wie sein Schmod in den „Journalisten“. Die Vokalsprünge des Satyrs im „Kllops“ des Euripides fallen ihm nicht schwerer als die mundartlichen Scherzreden seines sächsischen Landmannes Schmählich in „Kofenfranz und Gildentier“.

Man sollte denken, daß dieser weitausgedehnte Kreis bedeutender Aufgaben den Ehrgeiz eines Künstlers befriedigen sollte. Allein so ger-



Hugo Thimig als Truffaldino.

Nach einer Photographie von Otto Schmidt in Wien.

lich Thimig als Epistolist mit seinen bis ins Kleinste und Feinste angeführten Miniaturen dem Gesamtgebilde, dem berühmten Ensemblespiel des Burgtheaters unterordnet, bisweilen lockt es ihn doch, zu versuchen, wie weit er imstande sei, ein ganzes Stück allein auf seinen Schultern zu tragen. Das erste Mal erfährt er zu seiner Freude, daß seine Kraft auch solchen Aufgaben gewachsen sei, als ihm Wilbrandt die Dampfpelle in Gogols „Revisor“ zutheilte. Besser als jeder Lobspruch zeugt für diese Leistung die Thatfache, daß ein namhafter russischer Kritiker, Boborskin, der auf der Durchreise zufällig das Burgtheater besuchte, Thimigs Ghestatoff für die beste Vergegenwärtigung dieses Typus erklärte, die man überhaupt noch gesehen, den Darsteller selbst aber schlechterdings für einen Russen hielt.

Seinen stärksten Triumph spielte Thimig aber mit seinem Truffaldino aus, dem venezianischen Harlekin in Goldonis „Diener zweier Herren.“ Der Held dieser italienischen Volkskomödie ist ein Schelm aus Bergamo, der sich aus Hunger und Habicht gleichzeitig zwei Herren verbindt, für die er vollst auf thun hat. Dabei richtet er in seiner Einfalt, Gefräßigkeit und Verliebtheit soviel Verwirrung an, daß er von beiden gepöbel wird, bei beiden nicht satt zu essen bekommt und zuguterletzt seinen anderen Profit davonträgt — „wenn's einer ist!“ — als ein Kammerfährchen, das seine Frau wird. Dieser blutarme Teufel mit all seinen Schurren und Streichen blüht nebenher auf einen jahrtausendalten Stammbaum zurück, denn in Wahrheit ist dieser venezianische Hanswurst der unmittelbare Abstammung der verächtlichsten Sklaven der altrömischen Komödie, ein Burche, dem man trotz all seiner Frechheit und Verlogenheit nicht dauernd gram sein kann, da er uns immer wieder durch seine naive Unverschämtheit belustigt, durch seine närrischen Ausreden und tollen Streichelein entwarfnet. Seit Schryders Zeiten hat die deutsche Bühne immer wieder versucht, gerade diese Goldonische Posse, gleichsam als Musterstück des alten Stegreifspiels, in den festen Bestand ihres Repertoires aufzunehmen, denn Truffaldino wirkt weit mehr als durch die vor-

schriftsmäßigen Worte des Bühnengestes durch seine pantomimischen Zwischenspiele, durch seine Ballesprünge und Turnerkünste. Thimig hat sich mit wahrhaft genialer Schöpferkraft dieser Aufgabe bemächtigt; er wollte mit dem großen Melchior Sacchi weitest, zugleich aber das strenge künstlerische Maß festhalten, welches die vornehmste deutsche Bühne auch der ausgelassensten Falschingsposse vorschreibt. Und dank der einzigen Mischung seines überprudelnden Temperaments und seiner strammen künstlerischen Zucht gelang es ihm wirklich, Hanswursts Unsterbliches in den Burgtheaterhimmel hinüberzureiten. Er wagte es, dem übermüthigen Bengel eine körperliche Gelentigkeit und Sympingfreudigkeit zu geben, die ihn wenig vom Seil- und Grottestänzer unterscheidet. Im Kostüm behielt er pietätvoll das Abzeichen des Bergamascher Bauern, das Hasenschwänzchen am Hut, bei, während er das buntschneidige Harlekinsgewand weiter zurück vermenslichtete in das, was es vielleicht immer andeuten sollte: das gelackte Jäcklein eines armen, lustigen Hans Dampf. Vor allem schenkte Thimig Truffaldino aber sein ganzes Herz; „ich trock in seine Haut,“ so scherzte er einmal, „als wenn sie meine eigene werden sollte, und nahm die verwegentesten Uebertölpelungen so ernst und wahr, als ob mein Lebensglück davon abhinge, suchte naiv und überzeugt zu sein und wied ängstlich alle parodistischen Streiftlicher, die den Darsteller klüner sein lassen, als seine Rolle.“ Jahrhundertalte halbverhüllene Ueberlieferungen der volkstümlichen, wälschen und deutschen Komödie hat Thimig solcherart wiederbelebt und als moderner wohlgeschulter Schauspieler verjüngt, die venezianische mythische Maske in eine lebenswahre und — warme, individuell bestimmte Persönlichkeit umgewandelt. Kein Zweifel, daß diese Leistung Thimigs einen Gipfel der neueren deutschen Schauspielkunst bezeichnet. Kein Lebender hat Thimig in der Heimath oder in Italien den „Diener zweier Herren“ vorgespielt, und wir glauben nicht, daß ihn irgendwer seinen Truffaldino, von dem Bild und Wort kaum eine Vorstellung geben können, nachspielen wird.

Anton Bettelheim.

## Auf schwankem Boden.

Von W. Heimburg.\*

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

So siehe ich denn einmal wieder in dem niedrigen Zimmer des alten Gasthauses zur „Rothen Forelle“, dem ersten „Hotel“ in der kleinen thüringischen Stadt, und schaue über die einsame, wohlbekannte Straße mit dem holperigen Pflaster und der Reihe alter einstöckiger Häuser, denen man dem Pfingstfest zu Ehren neuen Anstrich gegeben hat. Ich sehe den Brunnen mit seinen drei immer fließenden, kristallklaren Wasserstrahlen; der kleine eiserne Ritter auf der schmucklosen Säule, der diese Strahlen entquellen, ist St. Martinus, der besondere Schutzheilige des Städtchens. Es hat sich nichts verändert, aber auch nichts, und die Linde vor der Thür des Gasthauses hat heut wieder ebensolche junggrüne Blätter wie damals, als ich im Schatten des ehrwürdigen Baumes zum ersten Male aus der Extrapost stieg, um meinen Fuß auf Vordorfer Gebiet zu setzen.

Zu beiden Seiten des mächtigen Hausthores bemerkte ich vorhin Maizen, mit rothen Schleifen verziert, und auch, just wie dazumal, auf dem altersbraunen Flügel einen rothen Theaterzettel. Wäre mir nicht statt des alten weißköpfigen Wirthes ein frischer junger Mann mit neumodischer Höflichkeit entgegengetreten, wahrhaftig, ich hätte meinen können, es sei noch einmal der Pfingstsonnabend des Jahres 1867 erschienen, der lange, lange vergessen ist von den meisten Menschen, nur von mir nicht — und von einer andern auch nicht.

Ich wende mich um, denn das rothbändige Zimmermädchen ist eingetreten und fragt, ob Madame irgend etwas wünsche, vielleicht Kaffee; der Kuchen sei auch eben aus dem Backhause gekommen.

„Danke, nein! Aber Sie können mir gewiß dieses Billet in die Pfarre tragen, liebes Kind? Recht bald, wenn es möglich ist. Sagen Sie auch der Frau Pfarrerin, sie solle nicht etwa hier herunter kommen, ich sei stinker als sie und wolle nur ein wenig Toilette machen, dann käme ich. Das Billet ist nur, damit sie nicht erschrickt.“

Das hübsche Mädchen sieht mich, indem es mir den Brief aus der Hand nimmt, ganz verwirrt an. „Madame meinen die Frau Oberpfarrerin Steinkopf?“ fragt es dann.

„Ja, versteht sich! Doch, bitte, geben Sie mir den Brief zurück, ich habe es mir anders überlegt. Bestellen Sie einfach, Fräulein Martha möchte doch einmal herunter kommen, wenn ihre Zeit es erlaubt.“

„Ein Fräulein?“ fragt das Mädchen.

„Ja, Fräulein Steinkopf.“

„Es ist kein Fräulein in der Pfarre.“

„Meine Gute! Sie sind wohl nicht von Vordorf?“

„Nein, Madame, aber ich diene seit einem Jahre hier in der „Forelle“ und kenne alle Leute in Vordorf. Nein, ein Fräulein ist nicht in der Pfarre.“

„Schicken Sie mir, bitte, den Wirth herauf!“ rufe ich ärgerlich; und sie verschwindet.

Der überhöfliche junge Mann, der sein gelbes fettiges Haar wie der Oberkellner irgend eines ersten Berliner Hotels frisiert hat, was so gar nicht zu dem kleinen „Forellenhôtel“ passen will, wirbelt ins Zimmer und fragt, womit er der „gnädigen Frau“ dienen könne.

„Ich vermag mich nicht mit Ihrem Zimmermädchen zu verständigen,“ sage ich, „ich will, daß man in die Pfarre hinausschicke, um dort eine Empfehlung von mir zu bestellen: ich lasse Fräulein Martha Steinkopf bitten, so bald als möglich mich hier zu besuchen.“

„Gnädige Frau, leider ist der Befehl unausführbar, denn — hm —“

„Ist das Fräulein etwa verheirathet?“ frage ich erstaunt.

„Gnädige Frau verzeihen — hm — gnädige Frau ist vielleicht verwandt mit Oberpfarrers — nicht? Oder nahe bekannt? hm —“

„Aber, Gott im Himmel, so reden Sie doch!“ rufe ich gereizt.

„Ist sie todt? Nein? — Nun, es kann doch kein Mensch verschwinden aus diesem Nest, und um von Zigeunern gestohlen werden zu können, ist sie schon zu groß!“

„Verzeihen gnädige Frau — Fräulein Martha Steinkopf — sie hieß ja aber gar nicht so — ist mit — etwa ein Jahr mag es sein — ist davongelaufen, einfach davongelaufen.“

Ich winke ihm Schweigen. „Ich danke Ihnen, Herr Wirth, ich erfahre das Nähere in der Pfarre selbst. Danke!“

„Und die Frau Oberpfarrerin — gnädige Frau gestatten doch, daß ich das noch bemerke — sollen, wie sich die Leute erzählen, tief sinnig geworden sein darüber. Sie sollen kaum ein Wort mehr sprechen und —“

„Ich danke Ihnen,“ unterbreche ich ihn heftig, „schicken Sie mir Kaffee!“

Er sieht mich verdutzt an und geht.

Aus dem kleinen Stübchen ist plötzlich aller Sonnenschein gewichen und die Luft schwer und dumpf geworden, oder ist's mir nur so? Ich sitze im Lehnstuhl und schaue die entgeglicht grüne Tapete an, klar denken kann ich noch nicht. Die Bildnisse des Landesfürsten und seiner Gemahlin an der Sofawand tanzen vor meinen Augen, und der alte Kaiser Wilhelm schüttelt den

\* Die Vollenbung des angekündigten Romanes „Eine unbedeutende Frau“ hat sich durch Krankheit der Verfasserin verzögert. Derselbe wird nunmehr sicher in Nr. 1 des nächsten Jahrganges zu erscheinen beginnen. Inzwischen stellt uns die Verfasserin die hier folgende fesselnde Novelle zur Verfügung, welche von ihren zahlreichen Verehrern gewiß nicht minder freundlich aufgenommen werden wird.

Kopf. — Herr Gott, ich kann's ja noch immer nicht fassen — meine Elisabeth tiefinnig! Das sanfte stille Geschöpf, die gute treue Gefährtin der Mädchenzeit! Und das Kind geloben! —

Seit vier Jahren hatte ich Elisabeth nicht wiedergesehen. Damals war sie an unserer Küste in einem kleinen holsteinischen Seebade gewesen mit Mann und Kind, und welch ein reizender Badfisch war aus diesem Kinde geworden! Ich hatte glückliche Stunden mit ihnen verlebt; später waren noch manchmal Briefe zwischen uns hin und her geflogen; aber dann wurde ich nachlässig, große Reisen hatten mich verhindert, meine alten, liebgewordenen Korrespondenzen wieder aufzunehmen, ich hatte auch wohl einmal auf einen Brief keine Antwort erhalten, und die äußeren Zeichen der alten Freundschaft unterblieben schließlich. Aber als ich nun wieder häuslich geworden war auf Räcknig, gaukelte mir eines Tages so verführerisch der Gedanke vor, Elisabeth zu überraschen, um einmal wieder, wie früher so oft, das Pfingstfest in ihrem Hause zu erleben, daß ich ihn auszuführen beschloß — und nun?

Eine Thräne nach der andern drängte sich mir aus den Augen, und das eine wußte ich genau, ich konnte sie so nicht wiederschen; ich wollte nach einer Rücksprache mit dem Oberpfarrer, den ich morgen, sobald der Gottesdienst vorüber war, hieher zu bitten beschloß, um näheres zu erfahren, wieder abreisen.

Draußen hatte sich indessen der Himmel bezogen, drohendes Rollen verkündete ein Gewitter. Bald regnete es, und mehr als das; bei uns zu Hause sagt man: „Es pölscht in Ström.“ — Das Mädchen bringt endlich den gewünschten Kaffee, legt auch das Wochenblatt daneben. Es giebt so Augenblicke, wo man vor heftiger Erschütterung gar nichts fühlt, wo man thun und handeln kann, als wäre einem nichts Furchtbares zugesessen. Ich trinke ruhig eine Tasse Kaffee, und am Fenster sitzend lese ich in dem Wochenblatt:

„Sonntag, den 5. Juni  
Hoftheater in Borndorf  
Große Vorstellung zum Benefiz  
des Herrn Theaterdirektors von Kranowsky  
Faust  
eine Tragödie.“

Seltam! Als ich an jenem Maitag 1867 zum ersten Male hier war, wurde auch „Faust“ gegeben, denke ich und fühle so etwas wie Schwindel bei den Erinnerungen, die mich bestürmen. Unaufhörlich strömt der Regen hernieder; das Dienstmädchen ist wieder hereingekommen und ich starre in das Wetter hinaus.

„Wünschen Madame Theaterbillets zu nehmen? Es ist morgen des Direktors Benefiz. Thun Sie es doch, Madame,“ bittet das Mädchen, „ich glaube, der Truppe geht es schlecht. Eine ist dabei, die sitzt immerfort und weint; sie ist, seit sie hier angekommen sind, noch nicht aus der Stube gewesen, nur einmal abends. Immer ist sie da oben,“ sie deutet mit dem Finger nach der Decke, „und gestern hat sie geschrieben, daß ich es hier unten hören konnte, und als ich 'nankomme, da liegt sie dem Direktor zu Füßen und bittet ihn, — und er ist böse, ach so böse.“

Das alles dringt fast unverständlich in meine Ohren. Ich nehme sechs Mark heraus und erhalte eine Menge rother Zettel dafür. Das Mädchen bedankt sich, als ob ihr etwas geschenkt worden sei, und geht. Ich greife noch einmal zum Wochenblatt. Hinter „Margarethe“ steht der Name der Darstellerin nicht, er ist durch drei Punkte ersetzt; unten auf dem Zettel steht: „Margarethe: Fräulein Korinska, engagirt am herzoglichen Hoftheater und nur noch kurze Zeit bei hiesiger Truppe.“

Ich muß den Namen Korinska schon einmal gehört haben! Dann entappte ich mich dabei, daß ich zur Decke emporsähe; dort oben, ja, ich glaube, es war die nämliche Stube, wo damals —. Mit aller Gewalt zwingt ich mich, klar zu werden, meine Erinnerungen, die sich mit der Gegenwart verwirren, zu ordnen, und während ich in die Dämmerung hinausblende und das Rauschen des Regens zugleich mit der wonnig duftenden Luft in das Gemach zieht, da steht sie plötzlich greifbar deutlich vor mir — die Vergangenheit:

Pfingsten 1867! Endlich war ich imstande, der Einladung Elisabeths zu folgen; ich that es um so lieber, als ich wußte, daß sie Trost und Anregung nötig hatte wie das liebe Brot und die frische Gottesluft. Unsere Bekanntschaft stammte aus der Pension; sie, eine stille, zarte Natur, schloß sich innig an das wilde Mädchen da oben von der Nordsee an. Wie unser Wesen, so war auch unsere Auffassung der Dinge verschieden. Sie, zu

leiser Sentimentalität geneigt, leicht verleglich, aus einer sehr frommen Familie stammend, kannte kein höheres Verlangen, als Diakonissin zu werden, womöglich an einem Kinderkrankenbause, denn Kinder, besonders die zarten, die immerfort gehütet werden müssen, liebte sie unsagbar, während mein Sinn nach einem großen Rittergute stand, natürlich auch nach dessen Besitzer und — seiner Zeit nach einer wohlgefüllten Kinderstube mit wenigstens sieben Kleinen. Ich dachte mir es herrlich, so recht herumwirtschaften zu können, über Mägde und Diener zu herrschen, meine wilden Jungen mit dem spanischen Röhrchen in Fucht zu halten und an der Seite meines Mannes in die Felder zu fahren, um den Stand der natürlich immer vorzüglichen Ernte, denn ein echter, rechter Landwirth mußte er sein, zu bewundern.

Elisabeth war Rheinländerin und sprach so „lieb“ nach meinen Begriffen, daß ich ganz entzückt zuhörte, wenn sie mit ihrem „nit“ und „als einmal“ anhub. Dafür lachte sie zuweilen still über mein ehrliches Holsteiner Platt, aber nur so lange, bis ich ihr einmal etwas von Klaus Groth — ich glaube, es war das rührende Gedicht „Min Jehann“ — vorlas und übersetzte.

Als wir eingeseget waren und aus der Anstalt entlassen wurden, kam die Trennung. Sie ging in den schweizerischen Familienkreis nach Vonn zurück — ihr Vater war ein höherer pensionirter Offizier; ich in die Einsamkeit unseres Gutes. Wir schrieben uns fleißig. Dann kam einmal — der Brief hatte sich mit dem meinten, der die Kunde meiner Verlobung enthielt, gekreuzt — die Nachricht von ihr, daß sie in ein Diakonissenstift zu Berlin eingetreten sei und sich sehr glücklich in ihrem Berufe fühle. Zu meiner Hochzeit kam sie und stand im Kreise der gepußten Brautjungfern in der Kirche schier fremdartig anzuschauen mit dem schlichten schwarzen Kleide, das ihr Beruf vorschrieb. Das liebe Gesichtchen, umrahmt von der Diakonissenhaube, sah so engelhaft zufrieden aus, daß ich mich meines irdischen Glücksauses beinahe schämte.

„Seg, min oll leiw Deern,“ fragte ich, als sie mich umarmte und beglückwünschte, „bist Du denn nu glücklich un tofreden mit Din Los?“

„Lieb Anngchen, frag nit so, Du mußt's ja sehen,“ war ihre Antwort. „Sehr glücklich bin ich, sehr, und ich wünsche Dir ebenfalls so viel Glück, wie's der liebe Gott nur geben kann.“

Das waren für lange Zeit die letzten Worte; ihr süßes Gesicht nickte mir noch einmal mild freundlich zu aus dem Schwarm der Gäste, als ich abends an meines Mannes Seite unter Musik, Hurrah und Fackelglanz vom väterlichen Hofe fuhr, um in den weiten Räumen von Schloß Räcknig als Herrin zu walten.

Als ich nach zwei Jahren, eine tieftrauernde Witwe, allein in dem alten Schlosse saß, kam unter vielen, vielen andern Schreiben, die trösten wollen und es doch nicht können, auch ein Brief von Elisabeth. Es war der einzige unter allen, der mich zum Weinen brachte, bis jetzt hatte ich noch keine Thräne gefunden. Sie schrieb, daß sie meinen ungeheuren Verlust um so tiefer zu fühlen vermöge, als auch sie jetzt mit ganzem Herzen einen Mann liebe, dem sie in einiger Zeit angetraut werden würde.

„Es bringt mich die Liebe zu ihm Dir näher wie je, Anna,“ hieß es unter andern, „könnte ich Dir nur den Trost verschaffen, den sein Wort zu geben vermag! — Sobald wir in unserem einfachen Hülsypredigerhäuschen eingerichtet sind, mußt Du kommen, Anna; versprich es mir!“

Es vergingen aber Jahre, ehe ich diesen Besuch ausführte. Ich sollte meinen Gram überwinden lernen, ward in der Welt umhergeschleppt und legte damals vielleicht den Grund zu meinem Nomadenleben, das ich bis jetzt mit Vorliebe führe, denn Ruhe habe ich eigentlich nicht wieder gefunden seit dem Tode meines Mannes. Im Sommer regierte ich Räcknig, das mir zugefallen war, und im Winter war ich mit einer Gesellschafterin bald in Florenz, bald in Rom, in London oder Paris; ja, sogar Petersburg war so wenig sicher vor mir wie Konstantinopel oder Athen. Trogbdem blieb ich von Elisabeths Leben unterrichtet. Ich wußte, daß ihr Mann mittlerweile Oberpfarrer geworden war, daß sie in das altherwürdige Pfarrhaus in Borndorf übersiedelt seien unter Glodengeläut und über blumenbesprenzte Wege, und daß in den weiten altwäterlichen Stuben sich drei Blondköpfigen tummelten, die das größte Entzücken meiner kleinen heiligen Elisabeth ausmachten.

Da war ich auch mal wieder zu Pfingsten in Räcknig gelandet, irgendwo her — ich glaube, von den italienischen Seen. Meine

Koffer waren noch nicht ausgepackt, ich hatte eben den Inspektor über Ernteausichten gehört und war im Begriff, in meinem kühlen Wohnzimmer einen langen Schlaf zu thun, als mir das Stubenmädchen einen Brief brachte, der am Morgen schon angelangt war.

„Verehrte Frau!“ begann der von kräftiger Männerhand niedergeschriebene Brief. „Da meine arme Elisabeth zum Schreiben noch immer nicht fähig ist, so beauftragt sie mich — wir nehmen an, daß Sie wieder in Ihrer Heimath sind — Ihnen mitzutheilen, daß wir in der Zeit vom 15. bis 25. Dezember unsere drei lieben Kinder an der Diphtheritis verloren haben! Gottes Hand ruht schwer auf uns, Er allein weiß, weshalb Er uns dies reiche Erdenglück wieder genommen hat.“

Weiter las ich nicht. Ich steckte den Brief in die Tasche meines Reisekleides, sagte meiner Wirthschafterin und den Beamten Bescheid, daß ich abermals fortmüßte, wünschte meiner die Hände ringenden Gesellschafterin vergütigte Feiertage und fuhr nach Verlauf einer halben Stunde, mit dem Nöthigsten versehen, zur nächsten Bahnstation, wo ich den Schnellzug noch glücklich erreichte, der mich wieder in die Richtung führte, woher ich heute früh gekommen war.

Am Pfingstsonnabend, mittags, stand ich vor der Posthalterei des kleinen Städtchens, in dem mich die Eisenbahn im Stiche ließ, so daß mir nichts weiter übrig blieb, als mit Extrapost zu reisen, wenn ich überhaupt noch heute Vordorf erreichen wollte. Diese Fahrt und alles, was sich daran reichte innerhalb der nächsten Tage, ist mir bis in die kleinsten Einzelheiten deutlich im Gedächtniß geblieben. Der Weg stieg durch herrlichen mit leuchtgrünen Buchen gemischten Tannenwald langsam bergan, die Sonne spielte auf dem Walddoben, die Luft war düstlich nach einem warmen Regen und der Himmel leicht bewölkt. Es schien alles dem Feste entgegen zu jubeln und zu jauchzen, und das mochte auch wohl der Postillon auf dem Boche denken, der sich auf den morgenden Tanz freute, denn er blies schier übermüthig und in ganz grimmen Tönen:

„Du hast ja die schönsten Augen —“

Ich habe es nie vermocht, jemand im Frohsinn zu stören durch meine trübe Stimmung; heute aber wurde es mir fauer, diese Musik anzuhören. Als dann jedoch die lustige Melodie mit aufsteigender Nachmittagsstille anfing in eine melancholische überzugehen und „Es ist bestimmt in Gottes Rath“ mich thatsächlich bis zum Weinen brachte, da bat ich den Mann, lieber innezuhalten. Die Töne summten mir noch in den Ohren, als mein Wagen über das Pflaster des Städtchens rollte, in dem es nach Kuchen und Maingrün duftete, und vor der Thür der „Rothen Felle“ hielt.

Ich nahm mir kaum Zeit, das Zimmer anzusehen, das der alte Wirth mir durchaus zu zeigen wünschte; ich fragte nach dem Pfarrhaus von St. Martin und wurde in eine Straße gewiesen, die im letzten Abendsonnenschein steil vor mir aufstieg. Ja, da schauten richtig zwei ehrwürdige alte Thürme über die Dächer hinweg, und eben begann das Pfingstgeläute. Die schwebenden, jlegenden Mädchen vor den Hausthüren, die jungen Bursche, welche die Maie festnagelten zur Seite der Steinbank, hörten auf mit ihrer Hantierung und horchten einen Augenblick auf die mächtigen Zungen der Glocken; schier betäubend schwirten in dieser Nähe die Klänge in mein Ohr. Nur die blondköpfigen Kinder lärmten weiter in der Vorrede des morgenden Festtages. Ich hielt eine der hübschesten kleinen Dirnen am Kopf fest.

„Komm,“ bat ich, „führe mich nach dem Pfarrhause!“ — Das liebe Ding sprang eifrig vor mir her, und in wenigen Minuten hatte ich das der Kirche gegenüberliegende Haus erreicht. Eine hohe dunkelbraune Hausthür mit blinkendem Messingklopper, die steinernen, fein gemeißelten und mit Figuren aus der biblischen Geschichte geschmückten Einfassungen der Fenster und Thüren, sowie der schiefe Oberstod von Nachwerk, mit dem ebenso schiefen Erkerlein daran, in dessen Gebälk Sprüche und Daten eingegraben waren, ließen das hohe Alter des Hauses erkennen.

Ich trat ein. Ein ungeheurer Flux empfing mich, die Schelle rasselte überlaut durch den Raum, und gleich darauf erschien eine alte Frau; sie trat aus der nach dem Garten zu liegenden Küche.

„Die Frau Pfarrerin ist nach dem Kirchhof gegangen,“ antwortete sie auf meine Frage nach ihrer Herrschaft, „und der Herr Pfarrer studieren im Garten seine Predigt für morgen.“

Da ich den Pfarrer nicht stören wollte, ließ mich die Alte in Elisabeths Zimmer treten. Es wurde mir auf einmal ganz besselommen; machte es der starke Fliederduft, der einer großen

Baue voll Blüthen entquoll, oder die leise einbrechende Dämmerung in dem unbekanntem Raum, oder die kleinen getragenen Kleidungsstücke, die dicht vor mir auf dem Tische ausgebreitet lagen und einen Geruch ausströmten, wie er lange nicht geöffneten Kleiderspinden eigen ist — ich weiß es nicht. Mir erschienen diese kleinen, entschieden erst kürzlich wieder geordneten Sachen hier ganz graulich; gleichwohl hingen meine Blicke wie gebannt an den Gegenständen; ich vermochte noch deutlich die Flecken auf einem abgeschabten Sammethöschchen, das verblichene Blau der Schleife des Säuglingskleides und die zerrissene Kittelschürze mit einem Tintenlecks zu erkennen; daneben Spielzeug: zerbrochene Thierchen, Puppen u. s. w. Dazu der Duft verweilter Cyperstänke, vermischt mit jenem der frischen Blumen, denn in dem Puppengeschirr hatte eine Hand, wie Kinder es zu thun pflegen, mit Wiesensblumen „Kochen“ gespielt. Der gelbe feste Stengel der Maßliebchen lag da zierlich als goldgelbe Butter servirt auf einem winzigen Teller, und die weißen Blätter schwammen in der kleinen mit Wasser gefüllten Terrine als Reisuppe.

Mich schauderte es förmlich. Ich ging, unfähig, den Anblick länger zu ertragen, zum Fenster hinüber und öffnete es, indem ich die stille Straße hinabsah, auf der Elisabeth kommen sollte.

Sie muß sehr krank sein, sagte ich mir, sehr krank! Und das Mitleid kam über mich mit erschütternder Gewalt. Ich meinte, die lieben Blondköpfschen aus den Ecken des spukhaften Zimmers aufstehen zu sehen, lächelnd, rosig — und sah dann wieder kleine weiße todstarre Gesichter unter Blumen hervorlugen, die kein noch so heißes Gebet wieder lächeln machen konnte. Gott hatte mir viel versagt, ich hatte gemurt und geweint, aber besser — nie ein Kind besitzen, als es trotz allen Wetens und Ringens hergeben zu müssen, machtlos der finstern Gewalt gegenüber, ob man gleich das eigene Herzblut opfern möchte, um das süße Leben zu erhalten. Es muß übermenschliches Leid sein! — Ich bekam plötzlich Angstzustände in dieser Umgebung. Schon im Begriff, nach der Küche zu flüchten, sah ich eine schwarze Frauengestalt durch die Dämmerung auf der Straße daherkommen.

Gottlob, es ist Elisabeth!

Sie trat gleich darauf in die Stube; das Mädchen hatte ihr von einer „Fremden“ gesagt.

„Anna?“ Klang ihre Stimme. „Ja, ich wußte gleich, Du bist es — aber bitte, komm hinaus, das ist nichts für Dich — Du, verzeihe mir — Kathrine ahnte nicht —“

Und im Wohnzimmer küßte sie mich, und als sie mein blaßes Gesicht sah, da tröstete sie mich mit der alten süßen Stimme.

„Armes liebes Aemchen, das kannst Du ja nicht verstehen, und das drüben ist auch nur für mich da.“ Und noch einmal schlang sie die Arme um meinen Hals und begann zu schluchzen, ward aber ihrer Bewegung sofort Herr.

„Laß uns gar nicht davon sprechen,“ flüsterte sie, und ihre klaren Augen sahen ganz starr aus, „hörst Du, ich bitte Dich; gar nicht davon sprechen, denn das kann ich nicht ertragen.“

Und mit einer Zassung, über die ich erstaunen mußte, ging sie den Pflichten der Hausfrau nach, der ein lieber Gast unverhofft geworden ist; aber sie war doch anders wie sonst, die Bewegungen gewaltiam, das Auge unstät, und bei einer Anrede fuhr sie erschreckt auf.

Im Gartenhause war der Tisch gedeckt; zum ersten Male sah ich Elisabeths Gatten. Es war ein großer, ernster, traurig blickender Mann, an den Schläfen stark ergraut, um den Mund einen milden Zug. Mit seiner Frau ging er so zart und sorgsam um, als sei sie ein Kind. Er dankte mir für mein Kommen, aber vermied es vollständig, die Veranlassung desselben zu berühren. Elisabeth redete kaum ein Wort. Ich brachte endlich das Gespräch in Fluß, indem ich von meinen Reisen erzählte, und fand in ihm einen vorzüglichen Kenner Roms; er hatte mehrere Winter als Reisebegleiter zweier Prinzen dort zugebracht.

Wir hatten wohl bis zehn Uhr im Dunkeln gefessen und die wundervolle Küche der Mainacht genossen, als sich die Stimme der Köchin vom Hause her vernehmen ließ: „Frau Pfarrer!“

Elisabeth erhob sich sofort und ging hinüber. Ich saß allein mit dem Manne, dessen Kopf sich nach der Richtung gewendet hatte, in der seine Frau verschwunden war.

„Sie hat sich sehr verändert, nicht wahr?“ fragte er.

„Ja!“ sagte ich und schluckte an meinen Thränen.

(Fortsetzung folgt.)



Das widerspenstige Modell.  
Nach einem Gemälde von Franz Simm.

Photographie im Verlag der Photographischen Union in München.

## Der „Eiserne Berg“.

Von A. v. Schweiger-Secherfeld. Mit Zeichnungen von L. Wensch.

Radbrun verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Unter allen nordischen Göttheiten hat keine die Einbildungskraft nachhaltiger erregt als Thor, der „Donnerer“ in den finsternen Wolken, welche über die schwarzbraune Heide jagen. Er war der gefürchtetste unter den Asen und überragte sie alle an Stärke. Die Verkörperung dieser Stärke waren der Kraftgürtel „Meginjarder“ und der Hammer „Mjölner“ — der Zerknaller. Mit diesem Hammer hatte Thor das Geschlecht der Riesen und deren König Thrym erschlagen. Der Mjölner war das Werk der schmiedekundigen Zwerge Brok und Sindri. Ein anderes Paar kunstfertiger Zwerge waren Durin und Dvalin, welche — wie in der Herwararsaga erzählt wird — dem König Smafurkami das Schwert „Dyrfiug“ geschmiedet hatten. Es führte nie einen falschen Hieb; so oft es gezückt wurde, mußte ein Menschenleben zugrunde gehen.

So besteht seit den Zeiten des Aufdämmerns menschlicher Erinnerungen ein ursächlicher Zusammenhang zwischen dem Eisen und der Stärke einerseits und zwischen dem Eisen und den Kobolden der Tiefe andererseits. Die Kunst der letzteren kam zunächst den Göttern zugute, alsdann den Menschen; denn noch im Mittelalter glaubte das Volk, daß man für Eisenklumpen, welche man vor die Oefnungen der Zwerglöcher legte, tags darauf herrlich geschmiedete Schwerter erhalte.

Die Ueberlieferungen von der Gewinnung der Metalle in deutschen Gauen in ältester und urältester Zeit beziehen sich in erster Linie auf die Alpen. In dem Hochzuge der Tauern, dem Grenzgebirge zwischen den Ländern Salzburg und Kärnten, und im steirischen Hochlande reicht jene Betriebsamkeit in eine Zeit zurück, welche weitab von allen geschichtlich feststehenden Kulturanfängen liegt. In den Tauern wurde Gold, im Hochlande der Steiermark Eisen gewonnen, beides bereits von den Kelten, welche eine große Vorliebe für den Bergbau hatten. Erben dieser Reichthümer wurden nachmals die Römer. Zu ihrer Zeit war neben dem steirischen „Erzberg“ noch eine zweite Weltlichkeit wegen ihrer Ausbeute an Eisen berühmt: Candalicac, das jetzige Hüttenberg in Kärnten. Zwischen diesen beiden Weltlichkeiten und der Donau einerseits, sowie zwischen ihnen und der Handelsstadt Aquileja am Nordende des Adriatischen Meeres andererseits zog die „Eisenstraße“, welche Julius Cäsar hatte anlegen lassen. Der Konsul Petronius rühmt die Messer aus norischem Eisen, und in einer der Oden des Horatius heißt es: „Quas neque Noricus deterret ensis“ — „welche selbst das norische Schwert nicht schreckt“ ...

Es ist merkwürdig zu beobachten, wie der Menschen Thun an uralte Gepflogenheiten und Bezeichnungen sich festsetzt. So nennt man noch immer den Weg, der von Hieslau im Thale der Enns über den Markt Eisenerz, am Erzberg vorüber, nach den frischen Thalgründen der Mur verläuft, „die Eisenstraße“. Die Bergbaulegenden, die Sagen und Märchen aber, von welchen der „Eiserne Berg“ im steirischen Hochlande umrankt ist, reichen über das Mittelalter nicht hinaus. Auch die geschichtliche Ueberlieferung, soweit sie urkundlich festgestellt ist, setzt den Betrieb der Eisenausbeute weit später an, als es den Thatsachen entspricht. Eine Inschrift an einer steinernen Säule am Westhange des Erzberges verkündet: „Als man zählte nach Christi Geburt 712, hat Man diesen Edlen Erzberg zu bauen angefangen.“

Es soll nun erzählt werden, was am steirischen Erzberg und in dessen Bereiche alles zu sehen ist. Die Schienen der

„Rudolfsbahn“, welche die wilde Durchflutung des Ennsthal die man „das Gefäße“ nennt, durchziehen, senden bei der Station Hieslau einen Flügel nach dem Hochgebirgskessel von Eisenerz. Hieslau melden sich die ersten Anzeichen der Betriebsamkeit, wie weiter unten geschildert wird: Hochofenflammen und geschmolzenes Metall. Alsdann geht es in die Enge des Seitenthales hin. Wo dieses zu einem Kessel sich erweitert, ist ein Wunder zu schauen. Ungeheueren Mauern von Felsmassen stehen im Umkreis und mitten zwischen ihnen ragt, durch Seitenäste des Thales förmlich von seiner Umgebung losgelöst, ein Bergklotz auf. Er ist theils kahl, theils mit Nichten bestanden und stuft sich auf Westseite in vielfachen künstlichen Terrassen ab. Ueber jeder Terrassen-Scheitel glühen die weißen Kalkgipfel in den Flammen der Schmelze in der Tiefe rauschen lebendige Wasser, das Auge erfreut sich Farbenmelz von allerlei Blumen, um das Ohr summen die heimlichvollen Regungen einer unsichtbaren Thätigkeit.

Das ist der Erzberg. Er erhebt sich 1534 m über Meeresspiegel, etwa 780 m über die Thalsohle bei dem Markte Eisenerz. Der Fremde, welcher in diese Gegend ohne entsprechende Vorkenntnisse eintritt, weiß nicht, daß er es hier mit einem „eisernen Berge“ im wahren Wortsinne zu thun hat. Der Berg wird sozusagen vom Fuße bis zum Gipfel abgebaut. An der westlichen Seite und im unteren Theile des Gehänges, wo gänzlich entwaldet ist, wird auf zahlreichen übereinander sich stufenden Terrassen das Erz wie in einem Steinbruche gewonnen. Es wird hier „Tagbau“ betrieben. Höher oben, in der Höhe zwischen 1100 und 1500 m, erfolgt die Erzansbeute durch Grubenbetrieb. Die Erze sind Spatheisensteine, die fast 40 Prozent reines Metall enthalten. Von dem unerschöpflichen Reichthume an Erz bekommt man den richtigen Begriff, wenn man erfährt,



Alle eisenerzene Schmiedearbeiten im Museum zu Eisenerz.

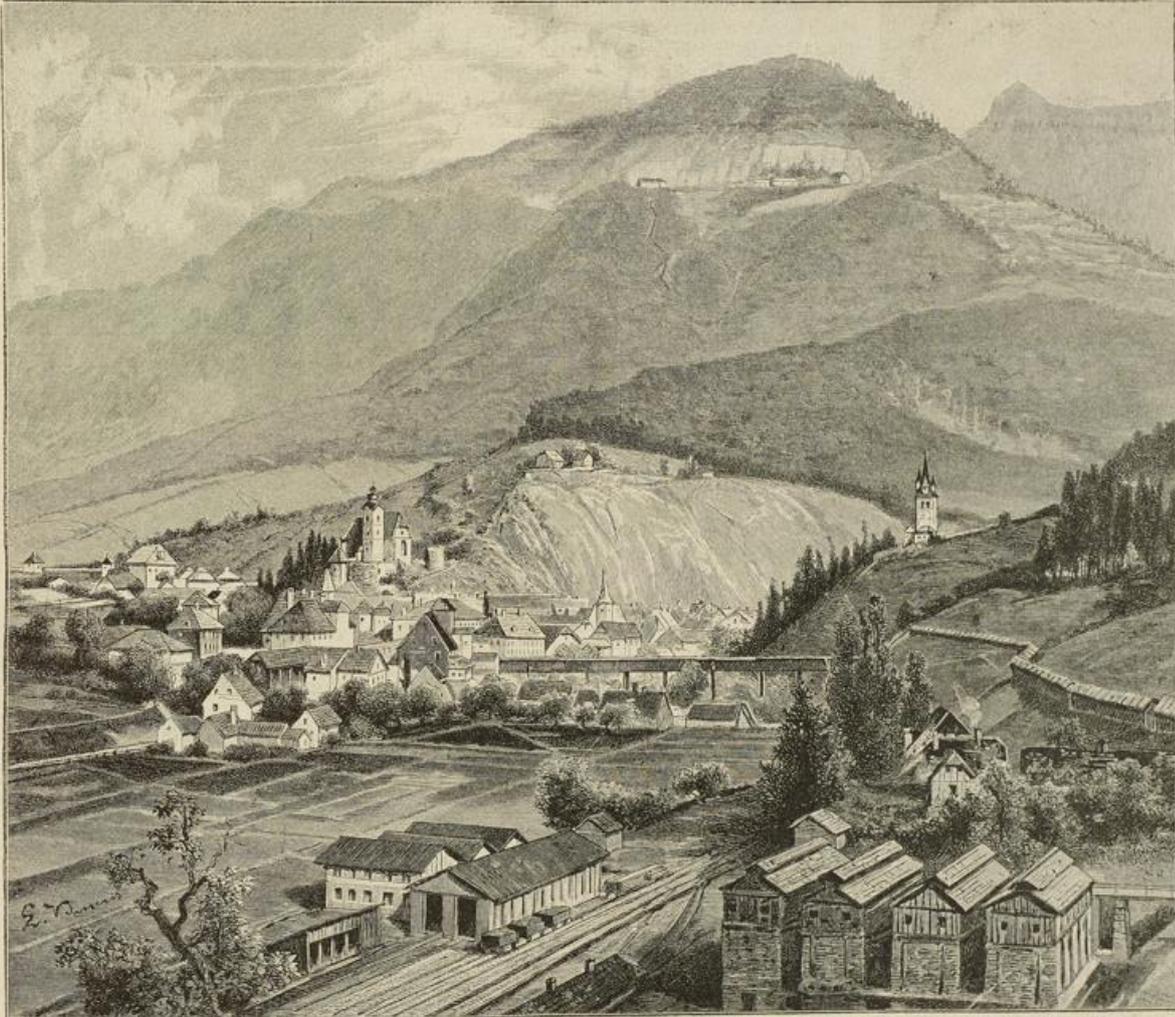
beispielsweise das sogenannte „Weingartenlager“ auf der Westseite des Berges eine streichende Länge von 1000 m und eine Mächtigkeit von 150 m hat. Obwohl

der Erzberg in guten Jahren eine Erzausbeute von mehr als 5 Millionen Metercentnern (1 Metercentner = 100 Kilogramm) liefert, soll nach einer sorgfältigen Berechnung ein Versiegen des Bergesens im nächsten — Jahrtausend (!) nicht zu befürchten sein.

Wenn dem so sein sollte, würde sich eine von den vielen Sagen, die auf den Erzberg sich beziehen, bewahrheiten. Ein Unhold, den einst in der Vorzeit mehrere Leute dieses Thales dingfest gemacht hatten, wurde gezwungen, seine Freilassung mit irgend einem Geschenke zu erwirken. Er bot einen goldenen Fuß, ein silbernes Herz und einen eisernen Helm und bemerkte, daß Gold nur kurze Zeit, Silber nicht lange, Eisen aber ewig dauere.

die in den feligen Gründen des tirolischen Eislandes in der Erinnerung lebendig geblieben sind. Die Zwerge, die Drachentöbter und münzlichen Sangesmeister, die verfallenen Burgen und versteinerten Rosengärten und manches andere beschäftigen dort zwischen den Nebentanken am Eisenerz nachhaltiger die Einbildungskraft als der Felsencirkus, der den norischen Eisenberg umklammert.

Wer indeß mit offenen Augen wandert, wird auch hier mancherlei Wahrnehmungen machen. Von den herkömmlichen Bergsagen abgesehen, eröffnet der Einblick in diese betriebsamkeit weite Ausschau in die rauhe nordische Welt. Schon in uralten Zeiten standen hier zwischen mächtigen Fichten die Waldschmieden. Von



Die Schmelzstraße

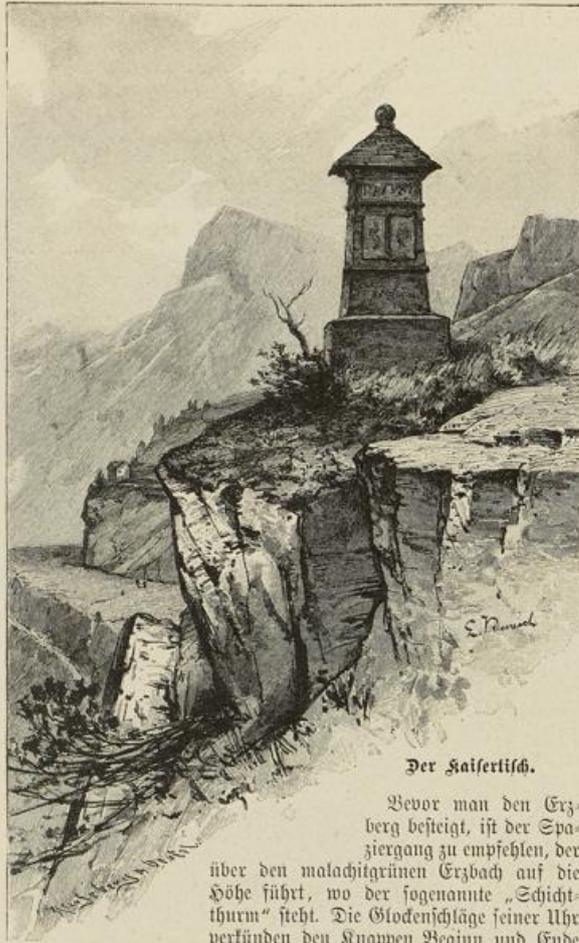
Eisenerz und der Erzberg.

Der Schichtthurn

Die Leute wählten den Helm, worauf der Gefangene nach dem Erzberge wies: dort sei Eisen für ewige Zeiten . . . Eine andere Sage berichtet über einen Kampf der Niesen mit den Göttern in dieser Bergwildniß. Als jene bereits gewaltige Felsmassen aufgethürmt hatten, schleuderten die Götter einen ungeheuren Eisenklumpen auf die Erde. Er fiel dorthin, wo sich jetzt der Erzberg erhebt.

Wer im Thaleffell von Eisenerz steht, empfindet nichts von dem Zauber, der sich anderwärts in den Alpen durch allerlei Dinge romantischer Natur kundgibt. Man wird hier nicht von dem Widerschein der weißen Eisfelder geblendet wie auf den Hohen Tauern, in deren Krystallmassen die Trugbilder des Goldstufes spuken; man steht dort nicht unter den Einwirkungen märchenhafter Geschehnisse, die vom Lufte des Südens verklärt sind wie beispielsweise die Gestalten des deutschen Heldenliedes,

ihren Essen flammte es in die menschenleere Wildniß hinaus. Spuren von Stollen und Gupflöchern werden am Erzberge nicht vermist. In den Forsten, zu denen jetzt der Donner aufschlagender Dynamitminen heraufschallt, geht der germanische Waldgeist um. Auf der Höhe des Erzberges, wo ein Seitenweg der „Erzstraße“ vom Sattel des Prebühl gegen den Erzgraben herüberzieht, brüdet die Stille des Urwaldes, unterbrochen vom Geriesel heller Quellen zwischen Moos und Farnbüschel im Inneren des finsternen Gestämmes. Eine geheimnißvolle Dämmerung verhüllt die Tiefen, aus denen das Gold zu Tage gefördert wird; unter Hammergedröhn und Flammenprühen wird das Eisen geboren. Roth wie die Gluth in den Essen war der Bart Thors, und rothes Gelock flatterte um das Haupt Wielands, der bei Mimir — dem Urahn der Schmiede — das Eisen hämmern lernte . . .



Der Kaiserfisch.

Bevor man den Erzberg besteigt, ist der Spaziergang zu empfehlen, der über den malachitgrünen Erzbach auf die Höhe führt, wo der sogenannte „Schichtthurm“ steht. Die Glockenschläge seiner Uhr verkünden den Knappen Beginn und Ende der Arbeit („Schicht“). Von der mäßig

hohen Aussichtsstelle überseht man die grauen Dächer von Eisenerz, die drei Ausfaltungen des Thalkessels, die gewaltigen Felsmauern des Reichenstein im Süden, des Pfaffenstein und der Griesmauer im Osten und der Seemauer im Norden. An die letztere schlagen die Wellen des einsamen, für den Beschauer durch einen vorliegenden Waldbrüden verdeckten Leopoldsteinersees an.

Am fesselndsten aber ist der Anblick des Erzberges, den man vom Fuße bis zum Gipfel überseht. Auf den Abbauterrassen ist ein Wimmeln wie in einem Ameisenhaufen. Zwischen „Aufbrüchen“ und „Erztauern“ laufen die Schienen der Arbeitsbahnen, in hölzernen Rinnen kolkern die Erze zu Thal. In der Luft ist ein immerwährendes Summen und Knistern, denn die Entfernung ist groß genug, um den durch die Emsigkeit der Arbeiter hervorgerufenen Lärm bis auf geringe Schallwirkungen abzdämpfen.

Dann plötzlich ändert sich das Bild. Fast fluchtartig verschwinden die Arbeiter hinter Schutzwehren und in Stollen. Der ganze Berg erscheint wie ausgestorben. Mit Bewunderung schaut der Gast auf die nun menschenleeren Abbauterrassen und kann sich die spukhafte Veränderung nicht deuten. Da mit einem Male schießen Rauchwolken aus dem Berge — zwei, drei, vier . . . da und dort — es folgt Knall auf Knall und fernhin rollt der Donner, von den ehernen Mauern der Felsen zurückgeworfen. Das Niederprasseln der vom Berge abgesprengten Trümmer hört sich — aus der Entfernung unseres Aussichtsplätzchens vernommen — kaum stärker als ein Knistern an. Nachdem alle Dynamitminen aufgeklagen sind, belebt sich der Abbaort wieder mit den vielen Hunderten von geschäftigen Gestalten. Ständen wir dicht neben den Arbeitern, so würden wir gewahren, wie ein Mann vorsichtig die Sprengörter untersucht. Das ist der „Pafzfürer“, dem die Sorge für die richtige Wirkung der Minen obliegt. Ist die Nachschau vorüber, dann beginnt das „Abrenken“, das

Abtragen und Zerklünnern der zerprengten Felsbrocken.

So geht es fort und fort von früh bis abend. Allerdings findet der Tagbau nur in der besseren Jahreszeit statt, während der Betrieb in den Stollen das ganze Jahr hindurch nicht unterbrochen wird. Diese Stollen liegen, wie schon erwähnt, hoch oben im Erzberge.

Wir wollen sie nicht bloß aus der Entfernung ins Auge fassen, sondern ihnen näher treten. Wir steigen also von dem Plage, wo der Schichtthurm steht, wieder nach Eisenerz hinab und den jenseitigen Abhang hinan. Gleich zu Beginn halten wir an. Was uns hierzu veranlaßt, ist eine kastellartige Erhöhung über dem M und auch das Bauwerk, das sich hier erhebt — die Oswaldikirche hat mehr von einer Trutzburg als von einem Gotteshaus.



Herstellung des Bohrloches für die Sprengminen.

von einem herrlichen Kostton überhaucht — der Kunstverständige nennt ihn „Pafatina“ — und von alterwürdigen bröckeligen Wallmauern mit vor springenden Rundthürmen umschirmt. Ueber die Brustwehr herauf ragen



die Wipfel von Fichten, an den Wallmauern glänzen die gelblichen Blühteller des Holunder. Wunderfame Lichter flimmern auf der sonnbeschienenen Trift, die sich weit hin zu Füßen erstreckt. Wer aber auf mehr als Blumen und

Die Barbarakapelle, das Bild der „Wunder“ und Knappen in der „maximilianischen“ Berg

im warmen Hauche gaukelnde Falter achtet, im Wehen des Windes über murrenden Wassern und beglänzten Laubdächern dem Wandel der Erscheinungen nachspürt, wird auf diesem Plage vor der Oswaldikirche seine Rechnung finden. Vielleicht stand vor Zeiten hier ein Tempel der Noriker, von einem Fichtenhaine umgürtet, in dessen Dister die Schatten von Wichteln und Bergmännlein spulten. Alsdann vergegenwärtigte man sich, wie ein halbes Jahrtausend nach dem Wiederbeginn der Betriebbarkeit auf dem Erzberg Deutschlands erster Kaiser aus dem Hause Habsburg von derselben Höhe in das herrliche Hochthal hinausschaut und die Erbauung eines Gotteshauses anordnet. Im Jahre der Entdeckung Amerikas war dieses Heiligtum in Flammen aufgegangen. Ein anderer großer Habsburger — Maximilian I. — verfügte den Wiederaufbau der eingeweihten Kirche. Es ist dieselbe, welche man jetzt vor sich hat.

Die Oswaldikirche ist ohne Zweifel das kunsthistorisch bedeutendste Wahrzeichen von Eisenerz. Unser Sinn aber hängt an anderen Dingen... Wir steigen im Fichtenschatten höher hinan. Die erste Etappe ist abermals ein kleines Gotteshaus — die „Barbarakapelle“, wo zu Zeiten ein wunderlicher Aufzug zu sehen ist. Am Tage des Patronatsfestes versammeln sich unter den dunkeln Wipfeln, welche über das kleine Heiligtum Schatten breiten, seltsame Gestalten. Es sind Knappen in der alten historischen Bergmannstracht, welche die „maximilianische“ genannt wird: weißer Kapuzenrock, schirmlose Bergmütze, Grubenleder, grüne Strümpfe und Bergschuhe. Im Inneren der Kapelle aber wird ein Schaustück seltener Art verwahrt. Es ist das sogenannte „marianische Wunder“: eine

Erzstufe, auf der durch den Uebergang von Zinn in Brauneisenstein ein täuschendes Bildniß der Gottesmutter entstanden ist, von einem Glorienscheine und einem bandartigen Streifen, dessen Schattierungen Schriftzeichen gleichen, umgeben. Die Wunderstufe wurde 1669 im Dorotheastollen aufgefunden.

Bald lichtet sich der Wald. Es geht auf guter Straße, in der Folge auf Steigen höher hinan, an Baracken und Arbeitsplätzen vorbei. Zuletzt stehen wir auf der Höhe neben dem Gewerkschause und schauen nun auf das Treiben auf und zwischen den Stafeln der Abbauterrassen hinab. Das Krumpenthal zu Füßen ist von Sonnenslitter erfüllt, über den vorliegenden dunklen Höhenrücken ragt die ungeheure, roth angeglühte Zackenkrone des „Kaiserschilbs“.

Tausend Hände durchwühlen den eisernen Berg, theils dort unten im Lichte der Sonne, theils neben uns in den dunklen Vertiefen der Stollen. Wer in einen der letzteren einfährt, bekommt in der trübe flackernden rothen Beleuchtung der Grubenlampen mitunter eines jener schneeweißen, flimmernden Wunderwerke der ewigen Nacht zu sehen, welches man „Eisen-

blüthe“ nennt: zarte Kalksteingebilde, die aus verwitterten Spath-eisensteinfallen hervorstechen.

Auf dem Gipfel des Erzberges setzt wieder Wald an, der die ganze Ostseite desselben bedeckt. Die Fahrstraße, welche dort in Windungen zur Fochhöhe des Prebühl sich emporwindet, zieht fast durchwegs im Schatten dichten Gefässes dahin. Auf der höchsten Spitze des Berges steht, wie es sich für diesen eisernen Hochaltar der Alpen geziemt, ein ehernes Christusbild, das der Liebling dieses Bergvolkes, Erzherzog Johann, am 27. Mai



Einfahrt in den Förderstollen.



Abbauterrassen am Erzberg.



zu lang werden; auch der Erddurchmesser genügt nicht mehr, selbst nicht einmal der Sonnenabstand, obwohl er die statische Länge von 20 Millionen Meilen beträgt. In der Fixsternwelt mißt man nach Lichtjahren, das heißt mit Strecken, die das Licht in einem ganzen Jahre zurücklegt. Von der Sonne bis zu uns gebraucht das Licht etwa 8 Minuten, die Reise vom Polarstern bis zu uns dauert dagegen ganze 15 Jahre, und bei den von Perseus für die entferntesten gelegenen Sternen sind sogar 354 Jahre

erforderlich, bis die von dort ausgehenden Strahlen unser Auge erreichen. Wenn wir zur Fixsternwelt emporblicken, so sehen wir Strahlen, die schon vor Jahrtausenden ihre Heimath verlassen haben und seit grauester Vorzeit auf der Reise zu uns sind.

Acht Minuten von der Sonne zu uns — Jahrtausende vom Fixstern zu uns — in jeder Sekunde 40000 Meilen — Wer Kerul's lassen und begreifen?!

## Blätter und Blüthen.

Die Ueberfüllung der gelehrten Berufsarten ist eine der brennenden Fragen der Gegenwart, mit der sich in jüngster Zeit die öffentliche Meinung vielfach befaßt hat. Die sozialen Gefahren, die mit ihr verbunden sind, dürfen nicht weggelassen werden, das sogenannte „gelehrte Proletariat“ ist ein Lebensstand, dessen Aufkommen mit allem Ernst verhindert werden sollte. Der „Allgemeine deutsche Realchulmänner-Verein“ hatte einen Preis ausgesetzt für die Beantwortung der Frage: „Woher rührt die Ueberfüllung der sogenannten gelehrten Fächer und durch welche Mittel ist derselben am wirksamsten entgegenzutreten?“ Es wurden zwei Arbeiten, die eine von Oberlehrer Dr. Piezler, die andere von Professor F. Trentlein, mit Preisen ausgezeichnet, und dieselben sind unter dem Titel „Der Zubrhang zu den gelehrten Berufsarten, seine Ursachen und etwaigen Heilmittel“ im Verlage von Otto Salle in Braunschweig erschienen. Die Schulreformen, welche die beiden Verfasser wünschen, sind ziemlich eingreifend und die nähere Kränzung und Erörterung derselben gehört wohl in den Kreis der Fachmänner. Das große Publikum, die Eltern, welche ihren Söhnen eine höhere Schulbildung angedenken lassen, können vorderhand mit Reformplänen nicht rechnen; sie müssen sich in die gegebenen Verhältnisse fügen, aber für sie ist es von großem Interesse, zu erfahren, wie es eigentlich um die Ueberfüllung der gelehrten Fächer bestellt ist. Eine nähere Kränzung dieser Frage finden wir in der Arbeit von Prof. Trentlein. Das Bild der Ueberfüllung ist in den verschiedenen deutschen Staaten verschieden. Im großen und ganzen dürfte jedoch das folgende Gesammtergebniß als allgemeine Gültigkeit und zutreffend angesehen werden:

Eine entschiedene Ueberfüllung ist bei den Juristen und Lehrern für höhere Schulen festgestellt worden. In diesen Fächern giebt es mehr Kandidaten als freie Stellen, und selbst die Nebenfächer, die von dieser Klasse der Gelehrten verfolgt werden, die der Bibliothekare und Archivbeamten, sind ungemein überfüllt.

Dasselbe ist auch bei den Chemikern der Fall. Im ärztlichen Stande tritt die Erscheinung zu Tage, daß nur die Großstädte zum größten Theil mit Ärzten überfüllt sind, während auf dem Lande sich noch vielen Ärzten das Feld zu einer erprießlichen Thätigkeit bietet. Man hört zwar Klagen über den verärferten Wettbewerb auf diesem Gebiete, aber die Statistik zeigt, daß von einer Ueberfüllung in diesem Berufe im ganzen nicht eigentlich die Rede sein kann. Was endlich das vierte Fach, das der „Gottesgelehrtheit“ anbelangt, so verlaunt hier nichts von einem übermäßigen Zubrhang; im Gegentheil, sowohl in der protestantischen wie in der katholischen Kirche ist ein Mangel an Theologen fühlbar.

Es erhebt nun daraus, daß namentlich diejenigen Fächer, welche auf eine Amststelle Aussicht eröffnen, überfüllt sind. Thatsache ist es, daß während unserer Bevölkerung in den letzten 18 Jahren im Verhältnis von 100 auf 114,8 gewachsen ist, in derselben Zeit eine Steigerung der Studentenzahl von 100 auf 211,6 vor sich gegangen ist.

Wenn auch viele neue Amststellen geschaffen, neue Schulen u. gegründet worden sind, so ist doch die Nachfrage nach Stellen größer als das Angebot, eine Ueberfüllung von gelehrten Kandidaten unverkennbar.

Dies sollte für die Eltern ein Wink sein, dort, wo wirkliche Begabung nicht in Frage kommt, von dem Erwerben einer gelehrten Lebenslaufbahn bei ihren Söhnen abzusehen. Der Allgemeinheit erwächst aber angehts dieser Thatsache die Pflicht, dahin zu wirken, daß die „nicht gelehrten“ Berufsarten, Gewerbe, Handel, Handwerk und Landwirtschaft, mehr zu der ihnen gebührenden Ehre und Anerkennung in der Öffentlichkeit gebracht werden, als dies bis jetzt mitunter der Fall ist.

Auf das Ehrenvolle, Nützliche und Ebenbürtige dieser Berufe im Vergleich zu den gelehrten Fächern sollte namentlich die Jugend schon frühzeitig und nachdrücklich aufmerksam gemacht werden. Das ist ein Mittel, mit dem die Gesellschaft selbst zum Theil jener schädlichen Ueberfüllung steuern kann.

Der letzte Menschenfresser. Berla heißt ein kleines Bad bei Weimar an der Ilm. Der Ort selbst ist nach den Birken, von denen auf der Schlossseite manche hundertjährige Exemplare stehen; eine prächtige Pappelallee nach Goethe, der sie pflanzte; eine Stahlquelle nach dem Herzog Karl August benannt.

In diesen idyllischen lieblichen Ort, dieses „Meran Thüringens“, das alle Jahre angenehmer und reicher an bequemen Schößern, Birgen und Willen für die Fremden wird, knüpft sich eine merkwürdige Erinnerung. Vor einem Jahrhundert ereignete sich hier der letzte unabweislich beglaubigte Fall, daß in Deutschland jemand aus Geschmach für Menschenfleisch wiederholt mordete. Vor einem Jahrhundert gab es hier einen Kannibalen, einen Eger, gleich den Menschenfressern, wie sie in unseren Märchen, in Klein Däumling, Rapunzel mit dem langen Haar und Nisnet mit dem Schopp, als ein dumpfer Nachklang der vorhistorischen Menschenfresserei fortleben.

In einer alten Innungslade findet man unter den „Expositionen, so allhier in Berla gesehen“ (nach der Verbrennung der alten Gläsern auf dem sogenannten Hegenberge im Jahre 1673) folgende schaurige Notiz: „A. D. 1772, den 3. April ist Joh. Nikol. Goldschmidt, ein Rühhirt aus Eichelborn allhier zur geänglichen Haft gebracht worden, weil er einem Mädchen von 11 Jahren, einzige Tochter einer Wittfrau zu Eichelborn,

in seinem Hause die Kehle abgesehen und mit dem Beile vollends todtgeschlagen, den Körper entkleidet und in lauter Kochstüde zerhackt, sich auch ein Stück davon gekocht und gegessen. Selbiger hat im Verhör gestanden, wie er auch einen Handwerksburschen auf dem Felde erschlagen, ins Holz geschleppt und des Abends in einer Berre Holz stückweise nach Hause getragen. Es wurde ihm nach eingeholtem Urtheil das Rad zuerkant, welches auch den 24. Juli 1772 unter Zuschauung vieler tausend Menschen an ihm vollzogen worden. Gott behüte alle und jede Christen vor bösen Thaten, damit sie nicht den gleichen Lohn bekommen!“

Noch etwas ausführlicher meldet eine Chronik von Berla: „In eben diesem Jahr (1772) erlebten wir ein sehr trauriges Exempel. Joh. Nikolaus Goldschmidt, der in Eichelborn Hutmann war, erschlug an einem Bußtag einen Handwerksburschen, als er ihm auf dem Felde begegnete, theilte ihn und nahm jeden Tag bei dem Eintreiben des Viehs ein Stück davon in einer Welle Holz mit sich nach Hause, welches er kochte und davon aß. Da es aber zu riechen begann, fütterte er damit seinen Hund, schlachtete alsdann denselben und fraß ihn auch. Einige Zeit darauf bekommt er Appetit nach jungem Menschenfleisch; er wählte also, seinen armen Hunger zu stillen, ein artig Kind, wie er mir selbst gelang, daß er vor anderen dieses (10—11jährige) Mägdlein immer lieb gehabt hätte. Dieses lodet er, indem es aus der Schule geht, zu sich, zeigt ihm unter anderem auch seine Stubenuhr, und indem das Mägdlein darnach sieht, nimmt er es bei den Haaren und schneidet ihm den Hals entzwei, schlachtet es hierauf ordentlich aus, wie ein Fleischer sein Fleisch in Stücken hant, und nachdem er diese schreckliche That verrichtet, so kocht er davon und isst. Allein wie konnte die Rache Gottes hierzu stillschweigen? Das Mägdlein wurde gesucht, aber nicht gefunden. Endlich sieht eine ihm gegenüberwohnende Bauersfrau, daß sich Goldschmidt unter (während der Kirche gar sehr beschäftigt und immer etwas verdickt aus seinem Hause in einen daran liegenden Keller trägt, dabei sie auch gewahrt wird, wie ein Zipfel von dem ermordeten Mägdleins Rock unter dem feimigen hervordrückt; da sie denn solches anzeigt, worauf der Mörder sogleich eingekerkert wurde. Man fand nun das zerhackte Mägdlein, welches in einem Sade hierhergebracht wurde, und lahe es fast nicht für Menschenfleisch an, so reinlich und hochstüdenartig hatte es der Mörder zerhackt. Der Mörder gestand bald seine bösen Thaten und wurde darauf lebendig von unten hinauf gehängt.“

Hier ist also noch etwas mehr als die Schandthaten des Mörders Mastolnikow, dessen unheimliche, von Dostojewski erzählte Geschichte jetzt in Leipzig als Drama aufgeführt ward, und dabei ein Verbrechen, das nicht bloß der Phantastie eines Romanchriftstellers angehört; die Akten (aus denen übrigens hervorgeht, daß der Mord keine anderen Beweggründe gehabt hat) sind noch vorhanden und wurden bisher von dem Amstgericht zu Blankenhain (Bielbad) zu näherer Information mehrmals, zum Beispiel dem Herrn Oberforstmeister Schatter, der einen Vortrag über die Sache halten wollte, ausgestellt.

In dichten und abgelegenen Wäldern, in solchen Winkeln der Erde scheint die Weltgeschichte stillzustehen; hier halten sich mitunter festsame Originale und Ueberlebende längst vergangener Zeiten. Daß in vorgeschichtlichen Perioden die Menschenfresserei allgemeiner gewesen ist, wird durch Knochenfunde in Höhlen Italiens, Belgiens und Frankreichs höchst wahrscheinlich; sämtliche menschliche markhaltige Knochen der Höhle von Chauvaux bei Namur waren künstlich geöhnet — „Und sagen als Krastast das Karl.“ Nicht bloß auf den Weimischen Inseln, auch in unserem Europa lebten Kannibalen. — Bekanntlich sollen die ersten Kannibalen die Bewohner der karibischen Inseln gewesen sein, welche ihre gedörrten Feinde zu verzehren pfligten (angeblich spanisch Canibal = Caribal); in Ungarn, wie auch in den deutschen Forsten gab es menschenfressende Ungehener oder Eger — dieses Wort, französisch Ogre, vielleicht eher mit dem lateinischen Orens (Unterwelt) zusammenhängend, ist lange auf die Ungarn bezogen worden, welche im Mittelalter den Westen verwühten (angeblich französisch Ogres = Hongres, Hongrois, Oigours). Die Erinnerung an diese dunkeln Zeiten klingt noch heute in den Weihnachtsvorstellungen der Leipziger Kinder nach, wenn im dritten Akt ein finstres Wald erscheint und eine erste Verwandlung die Grane Frau, eine zweite den Menschenfresser bringt. Einzelne Menschenfresser fanden sich übrigens von jeher auch in civilisirten Staaten — in Italien und Deutschland läuft eine und dieselbe Schauer Geschichte von einem Fleischer um, der in seinem Keller Menschen verwurste. Civilisation! Wir müssen nicht allzu stolz sein auf unsere Civilisation; etwas Barbarei raubt am Ende heute noch hinein. In Luedlburg wurde noch 1750 ein Zauberer gewiertheilt, in Würzburg 1780 eine Hexe verbrannt, 1772 in Berla an der Ilm, wo man jetzt mit Liebe behandelt, aber keineswegs aufgefressen wird, in den herrlichen Wäldern Gesundheit und edle Pilze sucht und bei Schloß Kobberg in Waldschlößchen ruhig schläft, der letzte Menschenfresser geradert.

Rudolf Kleinpaul.

Unsere literarischen Beziehungen zu Holland haben wir kürzlich in einem kleinen Artikel in Nr. 18 unter dem Titel „Literarisches Freibeutertum“ gekennzeichnet. Wir haben dort die Thatsache berühren müssen, daß von dem Romane „Stammenzeichen“ von E. Werner, lange

ehe er vollendet vorlag, in Holland bereits drei unerlaubte Uebersetzungen und zwar schlechte Uebersetzungen erschienen. Es will uns scheinen, als ob den Holländern nun doch selbst das Gewissen schlage über diese Art von „Ausnahme der deutschen Kultur“. Wenigstens können wir nur so eine Auslassung verstehen, welche sich in dem „Arnhemse Courant“ findet. Ins Deutsche übersezt, lautet die Auslassung des holländischen Textes folgendermaßen:

„Schon öfters ist darüber gelaugt worden, daß deutsche Verleger freiweg holländische Romane ohne Nennung des Verfassers übersehen und dieselben für sich oder in Zeitschriften herausgeben. Daß sie dafür den niederländischen Schriftstellern kein Honorar bezahlen und auch nicht um ihre Erlaubniß fragen, ist so schlimm nicht. Das Honorar würde doch nicht viel zu bedeuten haben, und wer würde wohl die Erlaubniß verweigern, wenn es sich um eine Auszeichnung handelt? Aber der Name könnte doch wenigstens genannt werden!

„Jetzt leben wir aber zu unserer größten Verwunderung, wie eine deutsche Schriftstellerin, die auch in unserem Lande nur lobend genannt wird, ihren eigenen Namen über einen Roman stellt welcher wörtlich in der Zeitschrift „Nederland“ steht, die laut Titelblatt nur Originalbeiträge von niederländischen Schriftstellern enthält. In „Onkel Leos Verlobungsring“ giebt Fräulein W. Heimburg Wort für Wort den Inhalt von „Ut de nalatenschap van oom Frederik“ von J. Kunst wieder, welche Geschichte in „Nederland“ zu lesen ist. Nur die Namen der Personen sind geändert, Leo heißt Friedrich, Helena von Roland heißt Mina Bissier zc.

„Das Unerhörte bei der Sache ist aber das: während Herr J. Kunst seine Novelle in die Mailleserung 1890 von „Nederland“ aufnehmen ließ, hat Fräulein Heimburg die Unverschämtheit gehabt, ihr Plagiat in den „Gartenlaube“-Kalender von 1889, welcher im Spätsommer 1888 erschien, aufnehmen zu lassen.

„Man kann bald fragen, wie das möglich ist?“

Ja, das wäre allerdings unerhört, wenn Fräulein Heimburg im Spätsommer 1888 eine im Mai 1890 erschienene Geschichte des Herrn J. Kunst abgeschrieben hätte! Das wäre mehr als „vierte Dimension“!

Nach unserem Dafürhalten hat der ehrenwerthe Herr Verfasser des Artikels in dem „Arnh. Courant“ einen guten und löblichen Witz gemacht, indem er mit seiner Ironie seinem weniger ehrenwerthen Herrn Landsmann J. Kunst zu verstehen gab, daß es doch nicht ganz passend sei, das litterarische Hab und Gut seines Nächsten so „offen fortzutragen“. Wir aber entnehmen aus der ganzen Geschichte mit Vergnügen die Thatsache, daß „Onkel Leos Verlobungsring“ dem Herrn J. Kunst recht gut gefallen hat, sonst hätte er sich wohl nicht die Mühe gegeben, die Heimburgsche Novelle in einen „Originalbeitrag eines niederländischen Schriftstellers“ zu verwandeln.

**Sahara und Sudan.** Unter diesem Titel gab Gustav Nachtigal die Ergebnisse seiner berühmten sechsjährigen Reisen in Afrika heraus. Der Tod, der ihn in Diensten unserer Kolonialpolitik an der afrikanischen Westküste erreichte, ließ ihn sein Werk nicht vollenden; erst jetzt ist der dritte und letzte Band des klassischen Werkes nach den Aufzeichnungen des großen Afrikaforschers herausgegeben worden, und zwar von E. Groddel im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig. Besonders anziehend ist in demselben Dar-Far geschildert, welches Nachtigal unmittelbar vor der ägyptischen Befreiung des Landes bereist hat. Das große Werk Nachtigals wird für immer eine der schönsten Perlen unserer geographischen Litteratur bleiben. Leider sind aber die ersten beiden Bände so selten geworden, daß die Beschaffung derselben recht schwierig sein dürfte. Darum ist auch vor einiger Zeit eine zusammenfassende Bearbeitung derselben von Dr. Albert Fränkel veranfaßt worden, auf die wir besonders hinweisen möchten.

**Sehbare Güterwagen.** Amerika mit seinen langgestreckten Bahnen und seiner wechselnden Temperatur war das Land, das uns zuerst geheizte Güterwagen vorgeführt hat. Eine als Wärmequelle dienende Oel-Lampe erhielt dort je nach der Außentemperatur einen größeren oder geringeren Oelzufuß, wodurch sie bei sinkender Außentemperatur zu einer um so größeren Wärmeentwidelung befähigt wurde, während eine am Wagen angebrachte Lüftungsvorrichtung dafür sorgte, daß die Innenwärme nicht über + 2° zu steigen vermochte. So konnte und kann man dort ohne Rücksicht auf die Jahreszeit Sübrüchte, Obst, Kartoffeln, Wein, Bier, Mineralwasser, lebende Pflanzen, Blumen zc. bequem verfrachten. Die fortschreitende Technik hat solche Vorrichtungen mehr und mehr ausgebildet.

In Deutschland bedienten sich die Brauereien in Gohls bis bereits Ende der siebziger Jahre heizbarer Güterwagen, die nach Art der Personenzüge für Breihschienenheizung eingerichtet waren. Solche Wagen bedürfen aber steter Wartung und Aufsicht und bringen deshalb eine Vertheuerung mit sich.

Ob es gelingt, auch die Güterwagen mit Wasserdampf von der Locomotive aus zu erwärmen — das ist noch eine Frage der Zeit. Man wird dann frische Gemüse von Neapel nach Petersburg versenden können mitten in der grimmigsten Winterkälte.

**Selbstmassage.** Die Massage ist in einem Jahrzehnt zu einem vielverbreiteten Heilmittel geworden. Vor einiger Zeit konnten wir in den Mittheilungen eines bewährten Arztes unsere Leser auf die Thatsache aufmerksam machen, daß in Deutschland zu viel Männer und Frauen die Wasserkunst erlernt haben und infolge dessen viele Wässer und Massagen durch Ausübung ihrer Kunst nicht den Lebensunterhalt finden konnten, den sie sicher erhofften. Heute ist diesen neuen Heilgehilfen ein Nebenbuhler entstanden — in Gestalt eines Apparates, der es jedem möglich machen

soil, sich selbst zu massiren. Zwei Gummimänsen, die eine Kugel, die andere gezahnt, vertreten die Hand und die Finger. Da die Mänsen auch an einem krummen Stiel (wie bei den bekannten Rückenrücken) befestigt werden können, so kann mit dem Apparat jede Körperteile bearbeitet werden. Die Sache sieht sehr verlockend aus; denn in keinem anderen Falle ist der Mensch so sehr geneigt, die Selbsthilfe als die höchste Tugend anzuerkennen wie auf dem Gebiete der Heilkunde. Soweit es sich um die Heilung bestehender Krankheiten handelt, ist sie leider am allerwenigsten berechtigt, und schon das alte Spottsprichwort: „Arzt, heile dich selbst!“ beweist es recht drastisch.

So werden auch von den wirklich Kranken wohl nur wenige die Selbstmassage anwenden dürfen und auch diese nur auf Rathen und unter Aufsicht des Arztes. Aber wir wollen das Gebiet der Anwendung der Massage nicht so eng begrenzen. Der berühmte arabische Arzt Avicenna hat schon vor Jahrhunderten gesagt: „Die Medizin ist die Erhaltung der Gesundheit und die Heilung der Krankheiten“ — und er hat damit die Hygiene, die Erhaltung der Gesundheit, an die erste Stelle gerückt.

Unsere Zeit strebt nach dieser Richtung gewaltig vorwärts, und sie hat allerlei Vorschriften aufgestellt, um die Gefahren abzuwenden, welche die Gesundheit des Kulturmenschen bedrohen. Für die große Schaar derjenigen, welche zu einer mehr oder weniger sitzenden Lebensweise genöthigt sind, wird allerlei Gymnastik empfohlen. Die Massage ist nun eine sehr wirkungsvolle passive Gymnastik und verdient auch Beachtung als Mittel zur Förderung und Stärkung der Gesundheit. Für diesen Zweck scheint uns der von den Eisenwerken Gaggenau hergestellte Apparat zur Selbstmassage besonders geeignet. Ein Bureauamtsch, ein Stubenholder, den ja sonst eine Legion allgemein bekannter Leiden bedroht, kann die Selbstmassage mit großem Nutzen anwenden. Diese Klasse der Menschen soll ja Hausgymnastik treiben; viele versuchen es damit, aber bei den meisten schläft die Sache mit der Zeit ein. Das ewige Einmale läßt die Ausdauer. Darum greifen viele zu Panteln, Stäben, Gummisträngen und anderen ähnlichen Werkzeugen und fachen dadurch die erlahmende Thätigkeit von neuem an. Der Nutzen dieser Hilfsmittel ist unbestreitbar, und diesem häuslichen Gesundheitsrüstzeug kann sehr zweckmäßig auch der Apparat zur Selbstmassage angefügt werden. Ein weißes Maß ist hier selbstverständlich innewohaltem, denn die Wirkung dieser „Gummihand“ ist recht eingreifend, und gewisse Stellen des Körpers wie z. B. die Handgelenke, wo die großen Nerven und Blutgefäße ziemlich ungeschützt liegen, müssen besonders geschont werden.

„Abwechslung ergötzt!“ Das ist eine alte Lösung der Menschheit. In dieser Hinsicht kann man mit den Erfindungen solcher hygienischer Apparate zufrieden sein; denn sie gewähren den Verwirklichenden ein reichhaltiges Programm für ihre gesundheitlichen Übungen.

**Seiner Briefkasten.**

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnort werden nicht beantwortet.)

**M.** in **S.** Auf Ihre Anfrage: „Wie kann man Blätter oder auch Zweige mit Früchten bzw. Fruchtstücken auf beliebige Zeit in ihrer natürlichen Farbe grün und elastisch erhalten?“ theilen wir Ihnen folgendes mit: Man bringt die Blätter, Zweige oder Früchte in eine aus 20procentigem Alkohol und etwas lauem schwefeligen Kalk bestehende Flüssigkeit. Nach sich der aufgekochten Alkohol, so wird er durch neuen ersetzt. Das laueren schwefeligen Kalk legt man stets erst zu dem mit dem Alkohol überzogenen Präparate. Die Menge des Kalkes richtet sich nach der Beschaffenheit des anzuwendenden Pflanzenkörpers. Bei grünen Pflanzenkörpern legt man auf 200 Kubikcentimeter Alkohol nur 1 bis 2 Tropfen der 7 bis 8% schwefelige Säure enthaltenden Lösung zu. Dieses Verfahren stammt von Prof. Dr. J. Kehler. Die Präparate färbten von weissen und grünen Trauben, von Rebheilen und Blättern, ja selbst mit Ansetzen, befinden sich in Stopfgläsern und heben, ohne sich zu verändern, jahrelang in einem hellen Zimmer in einem Glasbehälter. Zu einseitig aufgeben, mittelst Chloroformalls die grüne Farbe der Blätter zu heben, indem man das Chloroform in Alkohol löst.

**F.** in **Bremen.** Den bedeutendsten Passagierverkehr nach New-York von allen europäischen Dampferlinien hat der Norddeutsche Lloyd in Bremen aufzuweisen. Derzeit besetztete 1889 auf 103 Reisen 76 905 Passagiere. Ueberhaupt trafen in dem genannten Jahre in New-York 891 Bahagierdampfer mit 96 686 Kajüts- und 315 227 Besuchsdeckpassagieren von Europa ein.

**H.** **Gr.** in **Bamberg.** Gewiß, das Martinische Bild „Königin Luise mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm und Wilhelm im Schlosse zu Sanssouci 1806“, nach welchem die „Gartenlaube“ im Jahrgang 1889 Nr. 2 einen Holzstich druckte, hat auch noch andere Nachbildungen gefunden. Erst kürzlich ist es durch den Nürnbergger Kupferstecher Herr. Fränkling vorzüglich in Kupfer geschnitten worden. Der tüchtige Künstler, der sich durch sein Arbeiten nach Gemäldern älterer niederländischer Meister, nach Bildern Detraggers u. a. in einem Ramen gemacht hat, hat das holländische Bild ganz treulich wiedergegeben. Wer sich all in diesem Punkte anschließenden und patriotischen Sinne einen reizenden Zimmerschmuck verschaffen will, wende sich an den genannten Stecher, dem ein großer Absatz sehr zu gönnen ist, damit er für die angewandete Zeit und Mühe entschädigt werde.

**G. W.** in **Zhl.** Man sollte meinen, daß Sie recht hätten. Aber es waren nicht Pariser Medaillen, sondern die Ordensleute St. Martini de la Tour, die im 9. Jahrhundert Schätze getragen haben sollen, welche mit Spiegeln besetzt waren, damit sie durch immer die Heerlichkeit ihrer Kleider beschaun könnten. So berichtet wenigstens im Jahre 1701 zu Nürnberg erscheinende „Schachammer der Kuriositäten“.

**Luise St.** in **Karlsruhe.** Sie möchten wissen, wie sich Angst und Scham über Sie bei den Regern äußern, da diese doch nicht bloß oder sehr werden können wie wir weichen Menschenkinder. Bekanntlich werden die Erscheinungen des Blauwunders und Verdröben durch den Einfluß der Nerven auf die Blutgefäße hervorgerufen. In dem ersten Falle werden die Blutgefäße zusammengezogen und das Blut nur in geringen Mengen der Organe zugeführt, in dem anderen werden sie erweitert, und den betreffenden Theilen des Körpers mehr Blut zugeführt. Derselbe Vorgang spielt sich nun auch im Regersorganismus ab. Es ist bekannt, daß Gesichtsröthen bei Regern sich in abgebenen Fällen vorben. Dr. Engel Wolf, der berühmte Airtairende und ehemalige Genosse Wignanns, berichtet, daß die Angst, Kälte und Hunger, wo der Weisse blaß wird, die Hautfarbe des Regers ein grau-Weißes Ansehen bekommt, welches bei dem und nach gewöhnlicher Blauheit — Umständen, die bei Weissen häufig zu rüthen führen — dunkler wird. Die Regers, die nach Europa gebracht werden, „schießen oft aus“; dieses Ausbleichen läßt sich durch die geringere Blaulücke der Haut erklären, da die Regers in unserem Klima zumeist krank werden, also nach unserer Begriffen blaß ausbleiben.

**Inhalt:** Sonnenwende. Roman von Marie Bernsard (5. Fortsetzung). S. 669. — Eine Uebersetzung. Bild. S. 669. — Die Hochzeit von Sanct Wolfgang. Ballade von Friedrich Bierdort. S. 672. Mit Abbildung S. 673. — Die Frauen und der ärztliche Beruf. Von Professor Dr. Hermann v. Reyer. S. 674. — Sugo Tsimig, der Erstfindler des Wiener Burgtheaters. Von Anton Betteheim. S. 675. Mit Abbildung S. 676. — Auf Schwamem Baden. Von W. Heimburg. S. 677. — Das widerbenfliche Modell. Bild. S. 680 und 681. — Der „Eiserne Berg“. Von A. v. Schweiger-Verdenfeld. S. 682. Mit Abbildungen S. 682, 683, 684 und 685. — Einwas Wasch von Dimmel. Mit Abbildungen S. 686. — Blätter und Blüten: Die Uebersetzung der gelehrten Versarten. S. 687. — Der letzte Menschenkrieger. Von Rudolf Kleiman. S. 687. — Linere Litterarischen Nachrichten von Holland. S. 687. — Sahara und Sudan. S. 688. — Sehbare Güterwagen. S. 688. — Selbstmassage. S. 688. — Seiner Briefkasten. S. 688.

Heranggegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wolf Aröner. Verlag von Ernst Seitz's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.